

Intervall B

**„Dichtung ist immer nur eine
Expedition nach der Wahrheit.“**

(Franz Kafka)

Haus Gottes!?

„Bitte, Sayumi, geh hinein.“ Sayumi schaute noch einmal den Priester an, dem sie vorhin ihren Namen verraten hatte. Nach dem seinen zu fragen hatte sie nicht gewagt. Sie standen auf der Rückseite einer kleinen Kirche. Sie war wirklich klein und

wirkte eher wie eine Kapelle auf einem Friedhof. Dafür war sie schön und aufwendig verziert und ein Musterbeispiel der traditionellen Baukunst, die in Fairport nur noch selten zu finden war. Sayumi konnte sich nicht daran erinnern, diese Kirche jemals zuvor gesehen zu haben, aber das mochte mit ihrem Desinteresse gegenüber solchen Orten zusammenhängen.

Nun versprach der unbekannte, aber anscheinend aufrichtige Priester ihr Schutz dort drinnen. Zuerst wollte sie ihn fragen, warum sie nicht vorne hineingingen, doch dann erinnerte sie sich daran, dass auf der Vorderseite eine riesige, blätterlose Baumkrone den Eingang versperrte.

„Sayumi?“

Ihr Name holte sie aus den fragenden Gedanken zurück und sie erschrak über ihre geistige Abwesenheit. „Ja, ja danke, ja natürlich“, stammelte sie und trat als Erste durch den kleinen Hintereingang. Als sich die Tür hinter ihnen schloss, drehte sie sich instinktiv um und sah, wie der namenlose Priester die Tür mit einem großen Schlüssel von innen verriegelte. Wärme umgab sie. Angenehme, wohlige Wärme. Der Priester schritt auf sie zu und dann an ihr vorbei.

„Bitte, folge mir doch.“ Sayumi folgte ihm, ohne etwas zu erwidern. Im Innern wirkte alles viel größer, als es von außen den Anschein gehabt hatte. Der Flur, durch den sie traten, war hoch und breit. Sanftes Licht – es gab also wirklich noch Strom – umgab sie beide und ihre Schritte hallten sanft und zitternd auf dem massiven Steinboden.

„Wo ... wo sind wir hier?“, fragte Sayumi und kam sich bei dieser Frage ein wenig lächerlich vor.

„Zuerst, denke ich, möchtest du dich bestimmt frisch machen und etwas essen. Du musst hungrig sein.“

Oh ja, sie war hungrig. Und Durst hatte sie auch. *Und eine Dusche?* Sie hätte es nicht für möglich gehalten, dass sie diese Möglichkeit noch einmal bekommen würde. Am liebsten wäre sie dem Priester vor Freude an den Hals gesprungen, doch ihr Misstrauen war noch zu groß und darum schlug ihre aufkeimende Freude in leicht nervösen Missmut um.

Die Wände zu beiden Seiten waren sauber und weiß. Sie hatte lange nicht mehr so ein sauberes Weiß gesehen. Zumindest konnte sie sich nicht daran erinnern.

Sie kamen zwischendurch an schmalen Abzweigungen vorbei. Außerdem an Türen aus dunklem Holz. Als Sayumi zu Boden

blickte, fiel ihr auf, dass der Boden ein wenig abschüssig war. Sie bewegten sich nach unten, wie es den Anschein hatte. Und die Neigung war nicht gerade gering. *Darum wirkte alles so groß. Die Räume mussten sich unter der Erdoberfläche befinden.*

„Hier, links entlang.“ Der Priester deutete auf einen Weg, der in eine breite Treppe mündete. „Erschrecke dich bitte nicht, Sayumi, wenn du gleich meine Brüder triffst.“

Sayumi nickte, war sich aber nicht sicher, was er mit *erschrecken* meinte. Vermutlich war er nur übermäßig sorgsam. Sie tat einen Schritt auf die erste massive Treppenstufe und blickte hinab. Es ging tief nach unten. Sayumi blieb zögernd auf der ersten Stufe stehen, während der Mann in Schwarz vor ihr die Treppe hinunterschritt. Er drehte sich um und blickte zu ihr herauf. „Komm, Sayumi, hab keine Angst.“

Leicht gesagt, dachte Sayumi und folgte ihm dann doch in die Tiefe. Am unteren Ende angekommen öffnete er mit einem weiteren großen Schlüssel eine dunkle, hölzerne Tür auf der rechten Seite. Sie hatte sie von oben nicht sehen können, da sie sich in einer kleinen, in die Wand eingelassenen Nische befand. Als er die Tür sanft nach innen aufschob, vernahm sie Stimmen

und Schritte. Ruhige Stimmen, die sich unterhielten, und gelassene, keine hastigen Schritte.

„Ich bringe dich erst einmal in dein Zimmer.“

Zimmer ..., dachte Sayumi, folgte ihm aber, ohne zu zögern. Im Kontrast zum kahlen Gang oben herrschte hier nun eine mysteriöse Lebhaftigkeit. Männer in schwarzen Roben gingen ihrem Tagewerk nach. Sie trugen Kisten und Körbe mit Obst und dunklen Flaschen darin. Ein großer Mann mit einem Stapel von Büchern trat aus einer der dunklen Türen hervor, und ohne sie beide zu beachten, ging er seiner Wege. Es war schon komisch, so als wenn sie nicht existieren würde. Die Männer beachtetten sie einfach nicht. Sie waren zu beschäftigt mit sich selbst und ihren Tätigkeiten.

„Das sind meine Brüder. Wir halten uns hier unten schon ziemlich lange versteckt.“ Sayumi sah den Priester an. „Es ist einfach sicherer als an der Oberfläche und hier haben wir alles, was wir brauchen.“ Natürlich fragte sich Sayumi, woher sie all die Dinge hatten, doch wagte sie es nicht, diese Frage laut zu stellen. Und die Antwort kam von selbst: „Wir sammeln ein, was wir kriegen können. Das ist vielleicht nicht gerade edel, aber wir kämpfen für unser Überleben – und das der

Bedürftigen. Jeder hat das Recht, unserer Gemeinschaft beizutreten.

Jeder ...

Sayumi hatte bisher nur Männer gesehen und fragte sich, wo die Frauen waren. Als sie sich wieder von dem Trubel entfernten, flachte der Lärm der Schritte und Stimmen ein wenig ab.

„Wir sind gleich da.“ Sayumi bog mit ihrem Führer nach links ab und blieb abrupt stehen, als wäre sie beinahe gegen eine Wand gelaufen. Sie wandte ihren Kopf nach rechts und blickte auf die große Tür inmitten der kahlen Wand. Daneben befand sich ein Kruzifix und von dahinter vernahm sie schwach eine mädchenhafte Stimme:

„Bitte vergib mir, vergib mir für all das, was ich getan habe, verzeihe mir das, was ich tun muss. Und ich bitte dich, vergib mir für all das, was ich bin. Ich weiß, ich bin nicht perfekt. Ich bin nur ein Mädchen auf der Suche nach dir.“ Sayumi war einerseits froh, eine Mädchenstimme zu hören, doch das hingebungsvolle Beten bewirkte ein Brennen in ihrer Magengegend.

„Ich danke dir dafür, dass du uns zu ihr geführt hast. Dass du sie geschickt hast, um uns die Erlösung zu geben ...“

Sayumi schaute von der Tür weg und merkte, dass der Priester bereits einige Meter vorangeschritten war. Er hatte sich wieder zu Sayumi umgedreht und sah sie wartend an. Er schien ihr stumm zu sagen, sie solle doch weitergehen, nicht warten, nicht zögern. Sayumi konnte es in seinen Augen lesen und sie folgte seiner wortlosen Bitte. Doch sie konnte die Tür und die bittende Stimme nicht vergessen. Sie klang so jung, so verletzlich, ... *leidend. Und von wem sprach sie? Wen geführt?*

„Okay, wir sind da.“ Eine Tür wie jede andere auch sollte das Ziel sein. Wieder ein großer Schlüssel – *war es immer derselbe?* Warmes Licht, keine Fenster. Ein Bett, ein Tisch mit einem Buch darauf – wahrscheinlich eine Bibel – und ein Regal mit weiteren Büchern. Das Zimmer war spartanisch eingerichtet, aber es war sauber. Licht erstrahlte von einer am Kabel hängenden Glühbirne an der Decke.

„Auf dem Tisch dort ...“ der Priester zeigte in den Raum hinein, ohne ihn zu betreten. „... ist ein Schlüssel, mit dem kannst du abschließen. Und hier gegenüber ...“ Er drehte sich um und Sayumi folgte ihm. „... hier hast du eine Dusche und eine Toilette.“ Sayumi nickte und trat in das Zimmer hinein.

„Du solltest dich ein wenig ausruhen. Nimm dir all die Zeit, die du brauchst. Ich werde dich dann zum Essen holen.“

Sayumi konnte ein Lächeln nicht mehr unterdrücken. „Danke“, sagte sie mit schwacher, aber aufrichtig warmherziger Stimme, die dem fremden Priester ebenfalls ein Lächeln ins Gesicht zauberte.

„Melde dich, wenn du etwas brauchst.“ Sanft verbeugte er sich und ließ Sayumi dann allein zurück. Für einen Moment sah sie ihm durch die geöffnete Tür nach. Erst als er am Ende des Ganges um die Ecke bog und aus ihrem Sichtfeld verschwand, zog sie sich zurück in ihr Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Mit einem lauten Klicken rastete sie in ihrem stählernen Schloss ein.

Ein Gefühl der Sicherheit und der Stille breitete sich in Sayumi aus. Sie vergaß, was an der Oberfläche geschehen war. Zumindest schob sie die Erinnerung beiseite. Sie griff nach dem Schlüssel, der hinter dem Buch – tatsächlich das Wort Gottes – auf dem Tisch lag. Bevor sie duschte, wollte sie erst einmal zur Ruhe kommen. Sie drehte den schweren Schlüssel im Schloss um und ließ ihn in der Tür stecken. Dann wandte sie sich wieder ab, schaute sich noch einmal im Zimmer um und setzte sich dann auf das Bett an der Wand. Langsam

begann sie die Schnallen an ihren Schuhen zu lösen, um sie auszuziehen. Dann legte sie sich hin.

Massaker

Er drückte einen breiten Fetzen Stoff auf die blutende Schusswunde an seinem linken Oberarm. Sergeant Daniels hätte tot sein müssen. So tot wie Jackson und all seine Kameraden, die in dem Massaker untergegangen waren. Er wurde das Bild nicht los. Er konnte es nicht von seinem inneren Auge lösen, wie der Sprengkörper vor Jacksons Füßen am Boden zum Liegen kam und nur wenige Meter vor Daniels detonierte. Jackson – *fuck!* –, der junge Jackson wurde in Stücke gerissen und nur das hatte Daniels das Leben gerettet. Jackson war neu in seine Truppe gekommen und hatte sich freiwillig für den Einsatz gemeldet. *Es hätte nicht so enden dürfen. Es hätte nicht so geschehen dürfen.*

Daniels verzog das Gesicht, als sich ein ruckartiger Schmerz pulsierend in seinem Arm ausbreitete. Sein Arm war durch den Treffer betäubt worden. Doch eigentlich hätte er tot sein müssen. Er lehnte sich zurück und presste seinen Hinterkopf gegen die schmutzige Wand hinter sich, während er dort

hockte. *Er war abgehauen.* Wie ein feiger Hund war er gerannt und hatte sich aus dem Staub gemacht, nachdem all seine Männer am Boden gelegen hatten. *Doch hätte er sich abschlagen lassen sollen? So wie Jackson, dem er nun sein Leben zu verdanken hatte?* Natürlich kannte er all seine Männer mit Vornamen. Es herrschte in seiner Truppe immer eine sehr familiäre Atmosphäre. Zumindest wenn sie sich nicht in der Schlacht befanden. Doch seit er zu ihnen gekommen war, war Jackson so etwas wie sein Sohn gewesen.

Verdammt, seine abgerissene, dampfende Hand wäre beinahe auf meinem Schoß gelandet!

Er hatte vorgehabt, seine Freundin zu heiraten, wenn sie wieder nach Hause kamen. Er war ein guter Soldat, das war er – gewesen.

Scheiße, tut das weh. Was ist passiert? Wo kommen plötzlich all diese bewaffneten Männer her?

Sie hatten die Aggressoren gut in Schach gehalten, denn diese hatten immer weiter zurückweichen müssen. Doch dann – es kam so unerwartet, so überraschend. Niemand hatte damit gerechnet, dass von beinahe allen Seiten ein Kugelhagel auf sie einprasseln würde, der sie alle – *naja, fast alle* – zur Strecke

brachte. Die Scheißregierung würde umdenken müssen. *Er* würde umdenken müssen. Alles sah nun ganz anders aus. Das war ein verschissener Krieg und *fuck*, er hatte innerhalb weniger Minuten seine ganze Einheit verloren. Es hatte eine Rettungsmission sein sollen – *und was war daraus geworden?*

Daniels atmete tief und zitternd durch. Er versuchte sich zu beruhigen, aber noch immer saß der Schock tief in seinem Innern. Der Funkkontakt zur Destiny war abgebrochen und sie warteten sicher auf eine Rückmeldung. Würden sie schnell genug Hilfe schicken? *Genug Hilfe?* Mit fünfzig Mann würden sie nicht auskommen und die Destiny war für so große Operationen an Land nicht ausgelegt.

Er versuchte die Bilder weiter zu verdrängen. Die Bilder von seinen Männern, die in diesem Höllenfeuer niedergestreckt wurden. Schreie, Gurgeln, Explosionen und das Splittern von Knochen. Daniels musste seine ganze mentale Kraft zusammennehmen. Die Scheiße wurde nun persönlich.

In den Flammen

Alles scheint zu brennen. Die Hitze der Flammen ist allgegenwärtig. Ihr blendendes Licht droht damit, das

Augenlicht derjenigen zu nehmen, die es anzusehen wagen. Die Menschen sind starr. Starr vor Angst und Entsetzen. Ihre Körper sind gelähmt, während die Flammen des Hasses ihnen die Haut vom Körper schmoren. Das filigrane Gesicht einer jungen Frau verbrennt und zerfällt in der Hitze des Feuersturms.

Inmitten dieser aufgebrochenen Hölle stehe ich. Ich stehe dort und sehe, wie alles um mich herum zu einem Ende kommt. Ich verstehe nicht, was passiert, und ich frage mich, ob ich weinen oder lachen soll. So abstrakt ist das alles. Eigentlich sollte ich Angst haben, oder? Sollte in Panik schreien. Doch ich lächle, ich lächle über das, was hier geschieht. Denn ich weiß: Es ist unabdingbar. Ich bin mir sicher, es soll so sein, denn das ist der Lauf der Dinge. Der Dinge, die nicht aufzuhalten sind. Die geschehen müssen, um den Weg in die Zukunft zu ebnen. Welche Zukunft? Die meine?

Um mich herum zittert die Luft. Das Flimmern der Hitze über den Flammen wird stärker, und auch wenn ich es mit meinen Augen nicht sehen kann, fühle ich, wie der Stahl im Innern des Betons glüht. Er glüht und verliert seine Stabilität. Der Beton der riesigen Gebäude gerät immer weiter in diese unaufhaltsame Spannung. Erst winzige Haarrisse, dann sich

tief sprengende Spalten inmitten des massiven Mauerwerks. Fenster, die dem Druck des Sturms bisher standgehalten haben, zerbersten nun, als sich die Fensterrahmen verziehen. Glas regnet auf mich hernieder in einem flammenden Glanz. In den rot strahlenden Scherben sehe ich mein eigenes Gesicht, das zu einer makaber lächelnden Maske freudiger Erwartung geworden ist. Der Himmel pulsiert inmitten von heißen Farben. Grelle Blitze durchbrechen das tiefe, blutige Rot der Wolken –

Die glühenden Splitter rieseln auf Sayumis Haut und hinterlassen winzige Punkte von Verbrennungen. Vorsichtig kniet sie sich auf den harten, körnigen Asphalt. Kies und Splitt drücken sich in ihre Handflächen, die sich schmerzhaft rötlich färben. Sayumi schließt die Augen und das wohlgefällene, aufgesetzte Lächeln verschwindet von ihren Lippen. Ihr Herzschlag pocht hastiger und die Dunkelheit, die sie mit ihren eigenen Augen erschaffen hatte, umringt sie nun und verschärft das Empfinden auf ihren Armen. Ihre Arme liegen frei. Der übergroße Pullover, den sie trägt, ist bis zu den Schultern hochgekrempt. Und die kleinen Brandflächen stören ihr Empfinden von Hitze und Kälte. Ihre Hände, die durch ihr nach

vorne gebeugtes Gewicht zu Boden gepresst werden, fühlen sich taub an. Taub durch das Feuer, das sie umgibt. Hitze, brennende Hitze ... eisige Kälte.

Sayumi öffnet zitternd die Augen und blickt auf den weißen Glanz des Schnees, der sich um ihre Hände und Beine gelegt hat. Der schimmernde Schnee, der mit all seiner Reinheit die Sonnenstrahlen reflektiert. Ihr Herz beginnt zu pochen, und während sie hinauf in den Himmel blickt, der sich beinahe wolkenlos über ihr ausbreitet, erkennt sie, dass die heißen, brennenden Splitter, die auf sie herabrieseln, nun zu kühlenden Schneeflocken geworden sind. Der Schnee macht ihr Angst. Angst, weil er sie an einen Traum erinnert, den sie einmal gehabt hatte. Einer jener Träume, an die sie sich noch erinnert.

Sayumi steht auf, während ihre Beine vor Kälte zittern. Ihre Strumpfhose ist vollkommen durchnässt. Ihre Füße fühlen sich nass und klamm an. Und die blendende Sonne versucht ihr, wie zuvor die Flammen, das Augenlicht zu rauben. Sayumi steht auf einer leeren Ebene. In der Ferne sieht sie die Häuser der Stadt. Die Häuser, die tot aus dem Boden wachsen. Kleine und große. Alle haben sie eines gemein: Sie sind leer. Außerdem sind sie alt. Ihre Fassaden sind zerbröckelt. Und inmitten dieser

geisterhaften Trauer ragt etwas mit so einer Gewalt in den Himmel, wie sie es nicht beschreiben könnte.

Im Glanz der Sonnenstrahlen schimmert die blitzend saubere, verglaste Verkleidung des Firmengebäudes der Cyrene Corporation. Als einzige Allmacht steht es da und der Schnee spiegelt sich in seinen von außen undurchsichtigen Fenstern. Ein mächtiger Koloss, der ihr wie ein Leuchtturm an der Küste den Weg weisen will. Den Weg weisen – oder sie warnen.

Sayumi verspürt Angst. Angst, die sie dazu bringen möchte, davonzulaufen. Doch ihre Beine sind steif vor Kälte und Frost. Jeder Schritt, den sie schwerfällig zu gehen versucht, um sich von dem zu entfernen, was ihr diese furchtbare Angst bereitet, treibt sie nur näher an diesen Punkt heran. Ihre Beine fühlen sich an, als wären sie mit schweren Gewichten aus Blei behangen, und hinter ihr bäumt es sich unerbittlich auf. Mit all seiner unnatürlichen, allgegenwärtigen Größe scheint es sie verschlingen zu wollen.

Der Schnee reicht ihr nun bis unter die Knie und das Gehen ist ihr unmöglich geworden. Ohne sich umdrehen zu müssen, weiß sie, was hinter ihr geschieht. Das große Eingangstor öffnet sich, und ohne dass sie selbst einen Schritt machen muss, wird sie ins Innere des Gebäudes hineingesogen. Das Licht der

Sonne weicht der Kälte von Leuchtstofflampen. Kahle Gänge, menschenleere Räume. Das Haus zieht Sayumi durch sein Innerstes. Ventilatoren in engen Luftschächten. Ein gigantischer Fahrstuhlschacht, der sie in die Höhe reißt. Sayumi wird schwindelig und ein Gefühl der Schwerelosigkeit hat sie erfasst. Immer weiter wird sie in die Höhe gerissen. Wie einen Geist zieht es sie dabei durch Wände und Türen. Sayumi will sich übergeben, doch der Druck, der auf ihr lastet, unterbindet jede Art von Würgereflex. Ruckartiges Abbremsen zwingt sie dazu, die Augen zu schließen, nur um sie kurz darauf wieder zu öffnen und sich in einem halbdunklen Raum wiederzufinden. Blut an den Wänden. Blut auf dem Boden. Das Fenster bedeckt von einer schweren, zerrissenen Gardine. Eine einzige Wandlampe spendet ihr ein wenig Licht. Um sie herum Schatten. *Eins, zwei, drei*, zählt Sayumi und eine bekannte weibliche Stimme dringt in ihr Ohr: *Groß bist du geworden, Sayumi ... Sayumi ... du bist groß geworden.*

Aus dem Traum gerissen starrt Sayumi an die Decke.

Vorübergehende Ruhe

Sayumi hatte nicht vorgehabt zu schlafen, doch hatte die Erschöpfung sie übermannt. Es tat so gut, auf einem richtigen Bett zu liegen, in einem beheizten Zimmer, trocken und mit elektrischem Strom. Nachdem der Traum sie zurück in das Wachsein gedrängt hatte, blieb sie noch ein Weilchen regungslos auf dem Rücken liegen und starrte an die weiß gestrichene Decke. Ihre Lippen waren rau und ihr Hals war trocken.

Sayumi blickte nun zur Seite und sah auf einem kleinen Tisch, der ihr zuvor noch nicht aufgefallen war, eine Karaffe, offenbar gefüllt mit Wasser. Ein großer, hölzerner Becher stand daneben. Das war nun genau das, was sie brauchte. Das, eine Dusche und etwas zu essen. Irgendetwas sagte ihr, dass sie all das nun bekommen würde.

Noch immer benebelt von ihrem Traum richtete sie sich auf und kam wackelig auf ihren Füßen zum Stehen. *Der Traum*, dachte sie, was wollte er ihr sagen? *Der Schnee* ... Es war beinahe so, als könnte sie beim Gedanken an den Schnee die Kälte auf ihrer Haut spüren. *Die Flammen, die Hitze, die sterbenden Menschen*.

„Ich hab Durst!“ Sayumi schüttelte die Erinnerungen an den Traum ab und begab sich an den kleinen Tisch auf der

gegenüberliegenden Seite. Sie griff nach der Karaffe und sah nachdenklich in die schaukelnde Flüssigkeit. Sie presste die Lippen aneinander und tippte leicht mit ihrem Zeigefinger in das Wasser. Es war auf Zimmertemperatur erwärmt. Sie rieb ihre leicht benetzte Fingerspitze gegen ihren Daumen und fragte sich, ob es sicher war. Vielleicht wollte man sie ja vergiften. Sie wusste nicht, wem sie trauen konnte. Sie wusste nur, dass sie einen verdammt Durst hatte, aber nicht wegen eines leichtsinnigen Fehlers sterben wollte.

Noch einmal senkte sie ihren schmalen Finger in die Flüssigkeit und legte ihn dann vorsichtig gegen ihre Zungenspitze, die sie langsam zwischen ihren Lippen herausschob. Mit geschlossenen Augen, um die Geschmacksnerven zu sensibilisieren, ließ sie ihren Finger und die daran haftende Flüssigkeit über ihre Lippen nach unten gleiten. „Wasser“, bestätigte Sayumi sich selbst. Wenn es ein geschmacksneutrales Gift war, hatte sie eh verloren.

Sie öffnete die Augen und goss den Becher beinahe bis zum Rand mit Wasser auf. Vorsichtig und leise – sie wollte keine Aufmerksamkeit erregen – stellte sie die Karaffe wieder zurück auf ihren Platz. Sie griff sich den großen Becher – er war wirklich groß, und schwer fühlte er sich auch an.

Einen Moment lang zögerte sie noch und fragte sich, ob sie es wirklich wagen sollte, dann setzte sie an und trank den Becher mit einem Zug beinahe vollständig aus. Das angenehme Nass, das ihren Hals im Innern hinunterrann, in ihrem Mund, in ihrer Kehle, es fühlte sich einfach gut an. Kleine Tropfen flossen an ihren Mundwinkeln und über ihr Kinn herab. Ihr Kreislauf bekam einen Aufschwung durch den plötzlichen Zufluss von Flüssigkeit und ihr Sichtfeld drehte sich und schwankte für wenige Sekunden so sehr, dass sie sich abstützen musste. Mit einem lauten *Tock!* stellte sie den hölzernen Becher ruckartig zurück auf den Tisch.

Sayumi drehte sich noch einmal herum und sah auf die eingedrückte Bettdecke, auf der sie eben geschlafen hatte. Dann blickte sie zu der von innen verschlossenen Tür und dachte an das, was der Priester ihr zuvor erzählt hatte. Die Tür gegenüber, *gab es dort ein Bad?* Sayumi versuchte sich zu erinnern. In der Hoffnung, dort eine Dusche oder wenigstens ein Waschbecken vorzufinden, beschloss sie ihr Zimmer zu verlassen und sich dort einmal umzusehen.

Vorsichtig öffnete sich die Tür, die in Sayumis Gästezimmer führte. Das junge, geschwächte Mädchen blickte vorsichtig

durch einen Spalt hindurch, um zu sehen, ob jemand in der Nähe war. *Offenbar nicht*, stellte sie fest, und während sie den großen Schlüssel aus dem Schloss zog, öffnete sie die Tür weiter und verließ das Zimmer.

Nur wenige Meter waren es bis zur gegenüberliegenden Seite und zu der Tür, hinter der sich das angebliche Bad befinden sollte. Hinter sich drehte sie den großen Schlüssel in dem schweren Schloss, schaute sich um, und eilte dann hastig zur gegenüberliegenden Tür. Diese war nicht verschlossen, doch Sayumi zuckte zusammen, als sie beim Öffnen ein knarrendes Geräusch von sich gab. Warme, feuchte Luft strömte ihr entgegen und sie dachte sich, dass die Tür sich wohl wegen der Feuchtigkeit verzogen hatte und darum nicht mehr so sauber zu öffnen war. Die warme Luft, die dicht und schwer in ihre Atemwege stieß, brachte sie beinahe zum Husten, doch zum Glück konnte sie es unterdrücken. Sie wollte nicht unnötig irgendwelche Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Schritte, langsame, behutsame Schritte näherten sich ihr von irgendwoher. Hastig stürmte Sayumi voran in das schwach erleuchtete Zimmer und verschloss die Tür hinter sich. Ein wenig unangenehm war ihr dieser kurze Anflug von Panik schon. Doch was sollte sie machen? In ihr wirkte die Furcht

vor dem Neuen, dem Unbekannten und dem Verräterischen. Still stand sie mit dem Rücken an die Tür gedrückt da und sah sich um, während sie ihren Atem wieder zu kontrollieren versuchte. Der Boden war nass und das Wasser weichte den Stoff ihrer Strumpfhose ein. Die Haut an ihren Füßen begann sich klamm anzufühlen.

„Schuhe vergessen“, sagte Sayumi zu sich selbst und verurteilte sich für ihre Unachtsamkeit.

Die Fliesen am Boden und an den Wänden waren dunkelgrau. Sie reichten bis an die gewölbte, unverputzte Decke. Dunkle Flecken, sicherlich Feuchtigkeit, waren in die Fugen und Steine eingezogen und verzierten sie mit einem ungleichmäßigen Muster. Der Raum wurde grell ausgeleuchtet von einer an der Decke befindlichen Wannenleuchte mit einer milchigen Kunststoffabdeckung. Ein Fenster gab es nicht und nur ein kleines, mattes Gitter mit Rostspuren oben an der Wand sorgte im Raum für ein Mindestmaß an Luftzirkulation.

Eine Toilette aus dunkler Keramik stand in der Ecke links von ihr. Der Spülkasten war hoch unter der Decke angebracht, mit einer Kette zum Abziehen und einem Rohr, das das Wasser zum Spülen lautstark rauschend nach unten in die Schüssel führte. Ein alter, aber sauberer Vorhang markierte eine

Duschkabine im hinteren Viertel des Raumes. Der Vorhang war trostlos grau und ausgewaschen, aber sah immerhin sauber aus. Alt, aber sauber – diesen Eindruck machte der gesamte Raum auf Sayumi.

Neben der Dusche befand sich auf einem kleinen Regal ein fein säuberlich zusammengelegtes, weißes Handtuch. Und ein weiteres hing nass und schwer darunter an einem Haken. Wie die Luft schon hatte vermuten lassen, musste erst vor Kurzem jemand hier gewesen sein, dachte Sayumi. Zur Sicherheit kontrollierte sie noch einmal, ob die Tür wirklich verschlossen war. Das war sie. Dann begann sie sich langsam und um sich blickend für die Dusche auszuziehen. Shampoo oder Duschgel schien es nicht zu geben, aber wenn sie einfach lange genug unter dem Wasser blieb, wäre es immerhin ein Anfang.

Das Prasseln des zuerst noch eiskalten Wassers begann sofort, als sie das quietschende, kreuzförmige Ventil aufdrehte. Mit dem zweiten Ventil konnte sie das Wasser auf eine für sie angenehme Temperatur regeln. Sie war wirklich froh, dass es hier heißes Wasser gab. *Wer hätte das gedacht?*

Das Wasser schoss in feinen, kribbelnden Strahlen aus der kurzen, an der Wand angebrachten Brause und massierte ihre von der Umwelt belastete Haut. Der Gedanke, wie schmutzig sie war, drängte sich ihr unangenehm auf. *Was hätte sie denn tun sollen?* Es war so viel passiert, so viel Unbegreifliches. Sie dachte an ihren Vater, dessen sterbender Körper ihr einen Namen zuflüsterte. Sie erinnerte sich an ihre stolpernde Freundin, die sie beschützt und dann zurückgelassen hatte.

Beigeschmack des Siegs

Wie soll das enden?

William hatte sich zurückgezogen, während seine Kameraden und ihr immer größer werdendes Gefolge sich hemmungslos betranken. Nun saß er in einem kleinen Zimmer, das wohl früher einmal ein Raum für das Wachpersonal gewesen war. Schwere Metallspinde, die einmal aufgebrochen und inzwischen mit massiven Stahlketten wieder verschlossen worden waren, säumten die eine Wand des Zimmers. Die Wände bestanden aus kaltem Stahl und einzig ein Poster mit einer aufreizend posierenden, rothaarigen Frau, nur in Unterwäsche gekleidet, gab dem Ganzen einen farblichen

Touch. Bret hatte das Poster aus irgendeinem Magazin herausgerissen, das er gefunden hatte.

Sein Bruder Bret war die offensive Männlichkeit. Er ließ keine Möglichkeit aus, den Macho heraushängen zu lassen oder Frauen anzugraben. Natürlich hatte sich die Situation geändert. Alles hatte sich geändert und aus der spaßigen Idee, entstanden aus der Trunkenheit, war bitterer Ernst geworden. Und mit jedem Erfolg, den sie zu verbuchen hatten, wurde es schlimmer und schlimmer. Ihre eigene Armee wurde größer. Ihre Ausrüstung wurde mit jedem Sieg, Erfolg, Gewinn besser und moderner. Ihre Nahrungsmittel sollten ebenfalls noch eine Weile reichen.

William lauschte der hallenden Stimme durch die blecherne Wand hindurch. So ganz konnte er ihn nicht verstehen, doch was Bret dort sagte, schien Anklang zu finden. Er und Stephen wurden gefeiert.

Wie viele waren sie jetzt? Einhundert, zweihundert Mann? Sein Bruder sprach von Fortschritt, von Eroberungen und Heimat. *Was für eine Scheiße*, dachte William, *was für eine erlogene Scheiße!* Nachdem er in der Nacht heimlich mit Bret gesprochen hatte, über das AKW, über seine Zweifel und Bedenken, hatte er geglaubt, Bret würde seine Worte ernst

nehmen und im Schlaf darüber nachdenken. Am nächsten Morgen hatte William darauf gewartet, dass Bret ihn darauf ansprach. Stattdessen hatte er sich mit Stephen zurückgezogen und ward den halben Tag nicht mehr gesehen.

William hatte geglaubt, Bret würde seine Bedenken vor Stephen teilen. Doch als er Stunden später sah, wie sein Bruder und ihr insgeheimer Führer aus ihrem Besprechungsraum traten, verließ ihn die Hoffnung, dass Bret auf seiner Seite stand. Sie hatten sich die Arme gegenseitig um die Schultern gelegt, als sie nacheinander durch die Tür schritten. Sie lachten und nickten sich bestätigend und siegessicher zu. Bret blieb einen kurzen Augenblick stehen, als er seinen Bruder auf dem Feldbett mit gefalteten Händen sitzen sah. Er blickte ihn an. Und löste dann den Arm von Stephen, der unbeachtet dessen von ihm abließ, um die Halle in Richtung Osten zu verlassen. Der kurze Augenblick schien länger zu dauern als zuerst angenommen und William glaubte in den Augen seines Bruders so etwas wie eine Entschuldigung zu sehen. Vielleicht war es auch nur Einbildung und die Augen zeigten Mitleid oder Verachtung.

Zurückgeworfen

Sayumi genoss das heiße Wasser auf ihrem Körper. Es prasselte mit solcher Kraft auf ihre Haut, dass sie ein leichtes Ziehen verspürte, das von ihrem Gehirn als Schmerz interpretiert wurde. Doch konnte sie sich nicht dazu durchringen, etwas mehr kaltes Wasser hinzuzumischen oder gar aus der Dusche zu steigen. Sie liebte diese Hitze, die ihren Körper desinfizierte. Sie liebte das brutale, eindringliche Kribbeln auf ihrer Haut. Die Augen hielt sie geschlossen, um sie zu schtzen. Doch konnte sie es sehen. Sehen, wie das heiße, dampfende Wasser zu ihren Füßen in die Wanne pltscherte. Sie erkannte die ungleichen, aufspringenden Tropfen zwischen ihren Füßen. So schön in der Hitze vergehend. Jeder heinasse Funke verglühte dampfend und glitzernd auf dem Boden. Vergehend in seinesgleichen.

Sayumi sah mit halb geschlossenen Augen hinab auf ihre schmalen Füße, die leicht gerötet waren von der Hitze des Wassers. Die schmalen Füße eines Mädchens, doch ... *es waren nicht die ihren, oder?*

Sayumi erschrak, riss ihre Augen auf und fand sich statt hinter einem matten Duschvorhang in einer kleinen Duschkabine aus bruchfestem Glas wieder. Alle vier Seiten waren verschlossen, das Wasser donnerte eindringlich auf sie herab und floss in so

dichten Wellen die Wände hinunter, dass sie kaum hindurchblicken konnte. Durch den verwaschenen Schleier konnte sie immerhin grelles Licht ausmachen. Grelles Licht, noch hellere, weiße Wände, den Schatten einer Toilette, einen Spiegel. Einen Spiegel, in dem sich jemand betrachtete. Sayumi bekam Panik, eingesperrt in diesem engen Raum. Der Stoff klebte nass und aggressiv auf ihrer Haut. *Moment, Stoff?*

Sayumi blickte an sich herab und erkannte, dass sie in ein rotes, dünnes Kleid gesteckt worden war. Das Kleid, das sie als kleines Mädchen getragen hatte. *Als kleines Mädchen*. Sie erinnerte sich: die Dusche, der Spiegel, in den sie gestarrt hatte. Stundenlang, wie ihre Erinnerungen ihr weismachen wollten. Das knielange Kleid hatte sich fest um ihre Beine gewickelt. Ihre Haare, länger als sie sie im Gedächtnis hatte, waren triefnass und so schwer, dass es in ihrem angespannten Nacken zu schmerzen begann.

„Hallo? Hallo?? Hilfe!“

Sayumi hämmerte wiederholt gegen das Glas. Doch mit einem dumpfen Klang wurden ihre schwachen Faustschläge gebremst. Ihre Stimme versank verwaschen inmitten des rauschenden Wassers und selbst wenn jemand direkt vor ihr auf

der anderen Seite der Scheibe gestanden hätte, so wäre es wohl unmöglich für ihn gewesen, ihre Hilferufe zu verstehen.

Das Wasser, in dem sie stand, schlug Wellen und spritzte auf, während sie hastig und panisch darin um sich selbst herumwirbelte. Erschöpft ließ sie sich dann ein wenig zurückfallen und hämmerte mit dem Kopf gegen das Glas hinter sich. Es trieb ihr sternartige Schimmer vor die Augen. Hart schlugen ihre Zähne aufeinander, ihre Muskeln verspannten sich und raubten ihr somit jede Möglichkeit, ihren Körper zu kontrollieren. Steif stand sie da, versuchte den Schmerz zu unterdrücken und starrte mit weit aufgerissenen Augen durch den künstlichen Regen und das matte Glas hindurch auf das kleine Mädchen auf der anderen Seite im Trockenen, das vor dem Spiegel stand und sich selbst regungslos anblickte.

Sayumi musste nicht rätseln, wer das war. Sayumi erkannte sich, erkannte sich, wie sie vor vielen Jahren dagestanden hatte. Allein in einem kleinen Badezimmer, direkt neben ihrem Kinderzimmer. An ihren Kampf mit der Monotonie. Der verzweifelte Versuch, nicht dem Wahnsinn zu verfallen, raubte ihr beinahe die letzte Kraft und den Wunsch, am Leben zu bleiben. Das Mädchen, das sie selbst einmal gewesen war,

stand vor dem Spiegel und legte den Kopf ein wenig zur Seite wie ein Hund oder eine Katze, die etwas Interessantes und zugleich Fragwürdiges entdeckt hatte.

Warum bin ich wieder hier?, fragte sich Sayumi. *Warum war ich jemals hier? Warum habt ihr mir das angetan?* Das Mädchen wandte den Kopf in ihre Richtung. Langsam und bedächtig, die langen Haare im Blickfeld. Sayumi ahnte, was sie sehen würde. Sie erinnerte sich an die Augen des Todes, die ihr immer wieder erschienen waren. Sayumi wollte diesem Blick entgehen und kniff die Augen fest zusammen. Ein Griff an ihren Arm. Erschrocken riss Sayumi die Augen wieder auf. Sie sah herab und dort waren sie. Finger – nass, verfallen und tot.

Ohne Kontakt

Die Uhr war kaputt und auch das Funkgerät, mit dem er Kontakt zur Destiny hätte aufbauen können, hatte es nicht heil überstanden. Sergeant Daniels hatte es unter Schmerzen geschafft, die Kugel zu entfernen, die in sein Fleisch eingedrungen war. Und seine Wunde zu verbinden. Dann hatte er sich etwas abseits vom Zentrum gehalten und sich durch die

Ruinen hindurch auf den Weg zurück zur Küste gemacht. Außer einer Pistole und einigen wenigen Magazinen war er unbewaffnet. Sein Gewehr hatte er in einen Kanal hinunterfallen lassen, um sich von Ballast zu befreien. Der Gedanke daran, wie sie einfach überrannt und abgeschlachtet worden waren, ließ ihn nicht mehr los. In all seinen Jahren beim Militär hatte er noch nie so eine Scheiße erlebt.

Hilfebedürftige, die ihre eigene Rettung niederringen. In was für einer Welt befinden wir uns eigentlich?!, fragte er sich immer und immer wieder. Sein Glaube an sich, an die Sache und an die Vernunft war einer harten Probe unterzogen worden. Doch aufgeben oder weglaufen kam für ihn nicht in Frage. Sicher, der einzige Weg, nun noch etwas zu erreichen, war es, schnellstens Kontakt mit dem Trägerschiff aufzunehmen und Verstärkung anzufordern. Wie lange würden sie sonst zögern, bis sie eine weitere Einheit oder Hubschrauber schickten, um nach ihnen zu suchen? Natürlich gab es immer wieder sagenhafte Geschichten darüber, wie um das Überleben einzelner Soldaten in Gefangenschaft gekämpft wurde. *Da gab es doch auch so einen Film ...* Doch der Name wollte ihm gerade nicht einfallen. Angestrengt keuchend stieg er über einen umgerissenen Maschendrahtzaun.

Wie das Bild unserer Welt sich doch immer wieder schlagartig verändern konnte. Geschwächt durch den Blutverlust und den Schmerz, den er ohne Medikamente nur mit seinem Adrenalin unterdrücken konnte, war jedes kleine Hindernis nun wie ein Berg, den es zu erklimmen galt.

Daniels hegte die Hoffnung, dass die Landungsboote noch immer an der Küste standen und er so das Funkgerät benutzen konnte. Durch die fehlende Ortskenntnis und den Umweg, den er ging, um nicht wieder in einen Hinterhalt zu geraten, hatte er jegliches Zeitgefühl verloren. Er konnte auch nicht abschätzen, wie lange er nun bereits unterwegs war. Es musste allmählich Nachmittag sein. Vielleicht würde auch schon bald der Abend hereinbrechen. Sicher, er hatte sich schon einige Male in ähnlicher Lage befunden. Trotzdem war dies ganz klar eine Ausnahmesituation. Immerhin befand er sich in seinem eigenen Land. In seinem eigenen Land innerhalb einer toten Zone. Einer Zone, abgeschnitten von der Realität, von der Vernunft und dem Gesetz der Menschlichkeit.

Was war das? Daniels schwang herum und versuchte den Ursprung des Geräusches zu erkennen. Instinktiv zog er seine Waffe und richtete sich auf.

„Wer ist da? Los, zeigen Sie sich!“, forderte er.

Erstes Treffen

Ein unangenehmes Pochen drückte in Sayumis Hinterkopf und ein von Schmerzen verzerrter Ausdruck lag über ihrem Gesicht. Nass und schwer klebten ihr ihre Haare auf der Haut. *Es ist so still*, dachte sie und öffnete unter Anstrengung die Augen. Dünne Schwaden aus feuchter Luft waberten vor ihrem Gesicht. Kein Wasser rauschte mehr von oben auf sie herab.

„Was ist ...?“ Sayumi blickte auf und ein letzter Tropfen fiel von der Brause herab auf ihre Wange. Instinktiv kniff sie die Augen zusammen, um sie sofort wieder zu öffnen. Sie musste das Wasser von selbst ausgestellt haben, redete sie sich ein. Ihr Kopf schmerzte stärker mit jeder Sekunde, die sie weiter zurück ins Bewusstsein trat. Leidend hielt sie sich die Hand an die Stirn und versuchte erschöpft aufzustehen. Erschöpft von dem Schlag, den sie sich offenbar zugezogen hatte. Zur Kontrolle tastete sie ihren Kopf ab und betrachtete danach ihre zitternden Finger. *Kein Blut*.

Sayumi war ein wenig erleichtert, doch die Stelle fühlte sich dick und geschwollen an. „Aua“, wimmerte sie und blickte vorsichtig durch den Duschvorhang hindurch in den Raum. Sie

war noch immer alleine und diese Gewissheit beruhigte sie noch ein wenig mehr.

Sayumi schleppte ihren nackten Körper aus der Dusche heraus und griff sich das Handtuch, das an der Wand neben der Dusche hing. Sie rieb sich die letzten Tropfen von ihrem Körper und wickelte dann das Tuch vorsichtig um ihren Kopf. Während sie sich anzog, versuchte sie sich an den Traum zu erinnern. Die Bilder zurückzurufen, die ihr erschienen waren. Die hämmernden Schmerzen in ihrem Kopf machten dies jedoch nahezu unmöglich und Sayumi verlor immer mehr die Verbindung zu den Bildern, die sie unter der Dusche heimgesucht hatten.

Immerhin war sie wieder sauber. Ein gutes Gefühl. *Wann hatte sie zum letzten Mal duschen können?* Das Zeitgefühl war ihr komplett verloren gegangen. *Was für ein Wochentag war heute?* Oder gar welches Datum? Schon seltsam, wie sehr man eine geregelte Zeit gewohnt war. Wie sehr die Menschen darauf bedacht waren, Zahlen zu folgen. Eigentlich war das doch nichts weiter als die Unfähigkeit, selbstständig zu sein. Regeln, feste Vorgaben, immer wieder die gleichen Abläufe. Möglich, dass das in einer so großen Gesellschaft Halt gab. Doch war es notwendig? Eigentlich musste es auch ohne gehen.

Zumindest ging es nun für Sayumi. Sie wusste nicht einmal, ob es Tag oder Nacht war. Das einzige, wobei sie sich sicher sein konnte, war die Jahreszeit: Frühling. Zwar hatte sie draußen keine Vögel gehört, keine Bäume gesehen, die zu blühen begannen. Doch die Luft und die goldene Sonne hatten ausgereicht, um ihre Vermutung zu bestätigen. Sie liebte den Frühling und sie liebte ihn mit all seinen Facetten.

Nachdem sie sich bis auf die Schuhe, die noch gegenüber von ihrem Bett standen, wieder angezogen hatte, drehte sie aus der Gewohnheit heraus das kalte Wasser auf und spülte so noch einmal durch das Duschbecken und den Abfluss. Still betrachtete sie das Wasser, wie es in den Ausguss rann. Feine Sprinkel benetzten den Stoff ihrer Strumpfhose. Mit einem Quietschen drehte sie den Regler wieder zu und wandte sich von ihm ab.

Was würde sie als nächstes tun? Das Hungergefühl in ihrem Bauch kam wieder hervor. Doch blieb ihr wohl nur übrig, wieder zurück in ihr Zimmer zu gehen und zu warten. Zu warten und sich auszuruhen. Ja, *ausruhen*, das klang gut. An der Tür drehte sie den großen Schlüssel im Schloss herum und gab somit den Weg zurück in den Flur und zu ihrem neuen Zimmer frei.

Als sie gerade die Tür hinter sich zuzog, schreckte sie ein wenig auf, da sich zu ihrer Rechten auf der ihr gegenüberliegenden Seite in einigen Metern Entfernung eine Tür öffnete. Neugierig blieb sie stehen, um zu sehen, wer aus der Tür herauskommen würde.

Mit leisen, beinahe schon geisterhaft erscheinenden Schritten trat eine junge Frau aus dem Raum in den Flur hinein. *Wie alt war sie wohl?* Sie bemerkte Sayumi und hob vorsichtig den Kopf in ihre Richtung. Blonde Haare, deren Spitzen sich über ihre Schultern legten und ihr zierliches Gesicht umrahmten. Sayumi sah sie an, als wäre sie eine sonderbare Erscheinung. Ein wenig erstaunt, vielleicht ein wenig verängstigt? Auch möglich.

Die Fremde – die erste Frau, die sie seit langer Zeit sah – trug einen langen schwarzen Rock und eine dünne, ebenfalls schwarze Bluse. Ihr Rock war so lang, dass Sayumi ihre Füße nicht sehen konnte. Leicht berührte er den steinernen Boden und schwang leicht zitternd zum nervösen Atem der Fremden. Ihre Augen – *was waren das für Augen?* Sayumi war gefangen von diesen Augen, die im schwachen Schein des Lichts ihre Farbe zu wechseln schienen. Grau, blau, grün ... Sayumi konnte diesen Augen keine Farbe zuordnen. Sie fühlte, wie sich

das um ihren Kopf gewickelte Handtuch zu lösen begann, doch sie war gebannt von dem Anblick.

Die unbekannte Fremde hatte die Hände wie zum Gebet zusammengefaltet und Sayumi konnte erkennen, wie ihre dünnen Finger nervös aneinanderrieben. Das Handtuch löste sich von Sayumis Kopf und gab ihre noch nassen Haare frei. Eine Bürste hatte sie nicht und so hatte sie sie nur ein wenig mit den Fingern ordnen können. Daher lagen sie nun wellig auf ihren Schultern und kühlten ihren Hals.

Das Handtuch rutschte herunter auf ihre Schulter, legte sich über ihren Arm und fiel dann zu Boden. Sayumi wollte sich hinunterbeugen, um es wieder aufzuheben, doch ließ es dann. Die Frau zog hastig ihre Tür zu und steckte dann zitternd einen großen Schlüssel in das Schloss, um sie zu verriegeln. Als hätte sie etwas aufgeschreckt, prüfte sie noch einmal, ob die Tür wirklich verschlossen war, und eilte dann hastig aus Sayumis Sichtfeld um die nächste Abbiegung.

Sayumi war nun wieder allein in diesem Kellergewölbe unter der kleinen Kirche. Sie überlegte, ob sie hinterhergehen sollte, doch entschied sich dann dagegen. Irgendetwas musste der Frau Angst gemacht haben. Sayumi kniete sich zu Boden, nahm das Handtuch und legte es sich über den Arm. Feucht

fühlte es sich an und ein glänzender Schimmer blieb am Boden zurück.

Wer war die Fremde? Sie hatte etwas Faszinierendes an sich und Sayumi konnte den glänzenden, farbenfrohen Schein in ihren Augen nicht vergessen. Die schmalen Lippen, zusammengepresst unter der spitzen Nase. Die gefalteten Hände, als würde sie beten, sich etwas wünschen und hoffen.

Sayumis Verhältnis zum Gebet war mehr als zwiespältig und so versuchte sie nicht weiter darüber nachzudenken. Sie war sich sicher, dass sie sich wiedersehen würden. Und das schon bald. Es würde eine interessante Begegnung werden. Warum auch immer, aber Sayumi hatte so eine Ahnung, dass diese junge Frau so etwas wie ein Schlüssel war.

Ich danke dir dafür, dass du uns zu ihr geführt hast ...

Sayumi erinnerte sich an das Gebet, das sie gehört hatte, als sie an ebenjenem Zimmer vorbeigekommen war. *Dass du sie geschickt hast, um uns die Erlösung zu geben ...*

Wer?, fragte sich Sayumi. *Wer war geschickt worden? Erlösung ...?*

Warten, denken, erwarten

Captain Adams hatte sich in seine Kabine zurückgezogen. Er wollte sich ein wenig ausruhen und den Körper entspannen. Doch wie konnte er das? Einige seiner Männer waren dort draußen auf einer Rettungsmission und der Kontakt war abgebrochen. Eigentlich mussten sie der Sache direkt nachgehen, sie mussten Hubschrauber schicken. Weitere Männer schicken, um ihre Männer dort herauszuholen. Was war passiert? Das letzte, was sie über Funk mitbekommen hatten, war, dass die Männer auf Überlebende getroffen waren. Sergeant Daniels hatte Kontakt zur Destiny hergestellt und persönlich berichtet, dass sie drei Zivilisten gefunden hatten. Eine Frau, einen Mann und ein verletztes Kind. Es war wohl der erste menschliche Kontakt gewesen. Laut Daniels bestand keine Lebensgefahr für die Bürger – zumindest vorerst.

Captain Adams saß auf seiner Matratze und starrte die kahle Wand an. Die kahle Wand und den minimalistisch ausgestatteten Schreibtisch davor. Lediglich eine Schreibunterlage, ein zugeklapptes Notebook und eine schwarze Box mit Stiften und Notizzetteln befanden sich auf dem Arbeitsplatz aus Edelstahl. Der Stuhl davor war wenig komfortabel und Adams fragte sich immer wieder selbst,

warum er auf diesen alten Holzstuhl an seinem Arbeitsplatz bestand. Der Stuhl war aus massivem, ausgebleichenem Holz. Ein eingedrücktes Sitzkissen bot nur wenig Komfort und die Streben der Rückenlehne drückten sich immer unangenehm gegen die Rückenwirbel.

Adams lauschte dem kaum hörbaren Rauschen des Meeres. Vielleicht bildete er es sich auch nur ein. Vielleicht waren die Wände zu massiv, die Maschinen zu laut, als dass er das Meer hören könnte. Doch für ihn war es genau das. Die mächtigen, unbeugsamen Wellen, die gegen den Rumpf der Destiny schlugen.

Er erinnerte sich an den Funkspruch von Daniels: *Wir werden gemeinsam mit den Überlebenden weiter in die Stadt vordringen und sehen, ob wir noch weitere Menschen finden.* Alles schien ruhig und nach Plan zu verlaufen.

Was? Private, wiederholen Sie!

Plötzlich klang Daniels Stimme abwesend, er schien aufgewühlt zu sein.

Ihr Drei, dort rüber, seht euch das einmal an.

Er schien seine Leute zu manövrieren.

Zu dem Zeitpunkt hatte Adams versucht zu erfahren, was vor sich ging: *Was ist passiert? Sergeant Daniels? Hören Sie mich? Hier spricht die Destiny. Ich erwarte einen aktuellen Bericht über die Situation.*

Von der anderen Seite des Funkgeräts kam keine Antwort. Bloß ein schallender Knall, der so laut und schrill aus den Lautsprechern schepperte, dass Captain Adams erschrocken einen Satz zurück machte.

Hier spricht die Destiny. Sergeant Daniels, einen Lagebericht. Sofort! Was ist passiert?

Keine Antwort, zumindest keine, die an den Captain gerichtet war. Stimmengewirr und Waffenfeuer. Anscheinend waren sie in ein Gefecht verwickelt worden und Adams konnte aus dem Wirrwarr nur heraushören, wie Daniels seine Leute anwies, sich in Deckung zu begeben. Alles schien dort zu explodieren. Den Grund für den verlorenen Frachthubschrauber hatten sie offenbar gefunden. Adams musste nun für einen Moment an die drei Überlebenden denken. Die Frau, das Kind, den Mann. Auch wiederholtes Nachfragen – egal wie laut Adams in das Mikrofon des Funkgerätes brüllte – brachte keine Antworten. Es klang wie ein Stellungskampf. Zwei Fronten, die sich gegenseitig unter Druck setzten und nicht von ihrer Position

weichen wollten. Eigentlich hatte Adams keine Bedenken, dass die Männer mit den Angreifern fertig werden würden. Zu gut waren sie ausgebildet, zu gut war ihre Ausrüstung. *Doch musste das sein? Musste eine Rettungsaktion so eine Wendung nehmen?* Und jetzt wo der Kontakt abgebrochen war, wo sie nicht mehr wussten, was im Innern der Stadt vor sich ging ... *Warum wurde ihnen von oberster Instanz verboten, Hilfe zu schicken? Warum durften sie keine Luftunterstützung einsetzen?*

„Verflucht, was soll das? Warum entsenden sie einen Flugzeugträger für eine Rettungsaktion, die vom Land aus wesentlich einfacher durchzuführen wäre?“

Adams war ratlos. Er musste warten. Er konnte nicht einfach jemanden aussenden. Das wäre gegen den Befehl und würde ihn den Kopf kosten. Das Militär war nichts weiter als eine Institution von Sklaven, die niedere Sklaven versklavten. Es wurden keine Fragen gestellt, es wurde einfach gehandelt. Menschen wurden in den Tod geschickt, ohne jeglichen Sinn oder Verstand. Gewalt wurde mit Gewalt beantwortet. Frieden wurde mit Gewalt zerstört, um neuen Frieden zu erwirken. Es war egal, welche Armee, welches Land oder welche Religion. Es war ein endloser Kreislauf des Hasses. Ein Hass, der

strengen Regeln folgte, die auf einem dünnen, seidenen Faden balancierten, und der bei der kleinsten Ungereimtheit, bei der winzigsten Vibration ins Wanken geriet und in die unentrinnbare Tiefe stürzte.

Adams schlug die Hände vor das Gesicht und sammelte seine Gedanken. Er vertrieb die Zweifel mit Argumenten, die für diesen militärischen Einsatz sprachen. Gedanken, die einen Einsatz dieser Art rechtfertigten, die jede militärische Einmischung rechtfertigen würden. Das Leben war kompliziert, es gab nicht nur Schwarz und Weiß. Da war ein grauer Schleier, der sich über alles legte. Mal dunkel und beängstigend, dann wieder hell und auf die Hoffnungweisend. Das Leben war nicht einfach in Gut und Böse zu teilen. Besonders dann nicht, wenn man nicht alle Fakten aus erster Hand kannte. Und wer konnte schon von sich behaupten, alle wissenswerten und wichtigen Faktoren zu kennen? Er selbst jedenfalls nicht.

Ein dumpfes Klopfen holte ihn aus seinen pseudophilosophischen Gedanken zurück in die Realität. Er blickte auf.

„Captain? Captain Adams? Sie werden auf der Brücke erwartet“, tönte es von der anderen Seite der Stahltür.

„Was ist denn los?“, fragte Adams, noch immer leicht abwesend.

„Wir haben einen Funkspruch erhalten.“

„Von wem? Von den Männern aus Fairport? Von Sergeant Daniels?“ Ein wenig Hoffnung keimte in Adams auf.

„Nein, Sir, von ...“ Der Mann auf der anderen Seite brach abrupt ab.

„Von wem? Nun sprechen Sie schon!“ Adams war aufgestanden und gerade dabei, seine Uniform zurechtzurücken. Er griff nach der Mütze, die er immer trug, wenn er sich außerhalb seiner Kabine befand. Die Stimme von der anderen Seite klang nun gedrückt und gepresst.

„Der Verteidigungsminister, Sir. Der Verteidigungsminister hat uns neue Befehle zukommen lassen.“ Adams wunderte sich. Er war eigentlich froh, endlich neue Befehle zu erhalten, doch wirkten die Worte seines Untergebenen alles andere als aufbauend. Adams sammelte sich, zog noch einmal am Saum seiner Jacke die letzten Falten zurecht und richtete sich dann gerade auf.

„Ich bin auf dem Weg.“

Mit einem „Jawohl, Sir“ wurde seine Aussage auf der anderen Seite quittiert und Adams vernahm die sich entfernenden Schritte. So, es war nun Zeit, wieder zu handeln. Die Müdigkeit war verflogen und Adams schaute sich noch einmal in seiner Kabine um. Dann begab er sich in den hell erleuchteten Flur und marschierte schnellen Schrittes los.

Zum Gebet

Der längliche Saal war durch die elektrischen Kerzenhalter, die Meter für Meter an den Wänden angebracht waren, großzügig ausgeleuchtet. Der Tisch, der im Grunde aus mehreren massiven, aneinander aufgereihten Tischen bestand, hatte eine Länge von bestimmt sechs Metern und war mit reichlich Essen bedeckt: Fleisch und Obst, Gemüse und Brot.

Wie ein Festmahl aus einem der Mittelalterfilme, dachte Sayumi, als sie still den Raum betrat. Ihre Knie und ihre Füße waren dicht aneinandergedrückt. Ihre Hände hielt sie vor ihrem Körper verschränkt, während sie den Blick durch das lange Zimmer schweifen ließ. Männer in dunklen Roben mit zurückgeworfenen Kapuzen saßen um den Tisch herum und

hatten die Hände mit gesenktem Kopf vor ihren leeren Tellern zum Gebet gefaltet.

Sayumi zählte die Männer im Raum: Zehn. Und dann noch eine Frau mit langen, blonden Haaren, die ihr den Rücken zuwandte.

Sayumi musste nicht weiter darüber nachdenken. Sie wusste, es war die junge Frau, die ihr im Flur nach dem Duschen begegnet war. Die Frau mit den glänzenden Augen. Die Augen, die sich keiner Farbe zuordnen lassen wollten. Eine Explosion aus den Farben des Regenbogens inmitten eines zarten Gesichts. Niemand beachtete Sayumi und der Priester, der sie hierhergebracht hatte, schloss nun leise die Tür.

Sayumi betrachtete die ausdruckslosen Gesichter mit geschlossenen Augen und regungslosen Mündern. Sie sah das üppige Mahl, das vor ihr auf dem Tisch angerichtet war, und schon kam das Hungergefühl, das Drücken in ihrem Magen, zurück. Es war ein unangenehmer, dumpfer Schmerz in ihrem Bauch. So stark, dass sie die geballten Fäusten dagegen presste. Die nervöse Stille, der nicht zu bändigende Hunger, das unwohle Gefühl, als einzig Gottlose unter all diesen Gläubigen zu verweilen, warfen Unmengen an Gedanken in Sayumis Kopf auf.

Am liebsten wäre sie einfach nach Hause gegangen. In die Arme ihrer Mutter. Sie wollte einfach nur noch heim. Das verlorene Bild ihrer Mutter tauchte vor ihrem geistigen Auge auf. Ein freundliches Gesicht mit langen, braunen Haaren. Braune Augen und ein Lächeln, ja verdammt, ein Lächeln, das all die Hoffnung und die Liebe versprach, die ein Mädchen sich nur wünschen konnte.

Ihre Mutter öffnete die Lippen, um ihr etwas zu sagen. Wortlose Worte, klanglose Klänge, unverständliche Verständlichkeit. Sayumi konnte nicht verstehen, konnte nicht von den Lippen lesen, was ihre Mutter ihr dort in ihrem Wachtraum erzählen wollte. Was sie ihr zu sagen hatte. Die Lippen bewegten sich langsam und sanft und schon bald war Sayumi ihrer eigenen Vision verfallen und fragte mit schwacher, unsicherer Stimme:

„Mama? Mama was ist? Warum ist das alles passiert?“ Ihre Mutter sprach weiter mit tonlosen Fetzen aus Worten. Die wohlgeformten Lippen erinnerten sie an ihre eigenen. Oft war ihr gesagt worden, was für ein schönes Lächeln sie habe. Dass sie das Lächeln und den Mund ihrer Mutter habe. *Warum war das gesagt worden? Wann war das gesagt worden?*

„Mama? Wo bist du? Mam...“ Sayumi verschluckte sich an ihren eigenen Worten, als sie den salzigen Geschmack einer Träne auf ihrer Zunge verspürte.

Sie begann zu schluchzen und das Bild Ihrer Mutter verschwand so unmittelbar, wie es vor ihr aufgetaucht war. Sayumi hatte nicht gemerkt, wie sie ein paar Schritte zurückgetreten und mit dem Rücken gegen die hölzerne Tür gestoßen war. Durch den von Tränen verseuchten Schleier auf ihren Augen hindurch bemerkte sie, dass sie angestarrt wurde. Die Priester, Mönche, oder was auch immer sie waren, hatten von ihrem Gebet abgesehen und ihre Blicke in Sayumis Richtung gewandt. Einzig die junge Frau, die mit den leuchtenden Augen und dem langen, blonden Haar, zeigte kein Interesse daran, sich dem zitternden Mädchen zuzuwenden.

Peinlich berührt wischte Sayumi hastig die Tränen aus dem Gesicht, mit den Handrücken von ihren Wangen und mit den Handballen aus ihren Augen. Die Blicke durchbohrten sie neugierig und zugleich voll aufkeimender Erwartung und Hoffnung.

Einer der Priester, der ihr gegenüber saß, richtete sich langsam auf. Das Holz des Stuhles knarrte auf dem steinernen Boden, als er nach hinten rutschte.

„Setz dich doch, mein Kind.“ Er deutete auf den freien Platz gegenüber der jungen Frau.

Stille

Der Tag war weit vorangeschritten und die Sonne machte sich gerade zum Abtauchen bereit. Die stille Stadt – die Ruinen von Fairport – war in ein schimmerndes rosa Licht getaucht worden. Das gab dem Anblick schon beinahe etwas pervers Romantisches. Die Gefechte vom Tag waren verklungen und einzig vereinzelt von glühenden Trümmern aufsteigender Rauch zeugte davon, dass etwas Neues passiert war. Es war, als wenn in Fairport die Zeit stehen geblieben wäre. Kein Papier, kein Stoff, kein Unkraut wehte im Wind. Nur die Sonne folgte ihrem Weg, den die Zeit ihr vorgab. Die Straßen waren still, die maroden Gebäude eingebrochen und von der Umwelt, so schien es, ging keinerlei weitere Gefahr aus. Doch nicht nur Menschen gefährdeten noch die Überreste der Stadt und ihre umliegenden Ländereien.

Am Rande, still und mysteriöser Weise von allen ignoriert, ragten die Kühltürme des Fairport Atomkraftwerks in den rosaroten Himmel. Kein Rauch entwich ihnen, um den

wolkenlosen Himmel zu füllen. Die massiven Betonmauern schienen unversehrt. Der Boden um die Gebäudekomplexe herum war mit schwarzer Asche bedeckt. Zäune, die das Gelände abgesperrt hatten, waren in sich verbogen und zu großen Teilen eingeknickt.

Alles in allem hatte die Welle das Kraftwerk nicht mit all ihrer Stärke erfasst, doch die bedrohliche Stille, die Unwissenheit über das, was inmitten der Reaktoren vorging, würde die Überlebenden von Fairport direkt in die nächste Katastrophe stürzen. Keine Menschenseele war zu sehen – keine Rettungskräfte, keine Arbeiter, keine neugierigen Bürger. Alles lag verlassen da. Ein Fahrrad, das seinen blauen Glanz verloren hatte, hing über einem großen Betonklotz, der Fahrzeuge in besseren Zeiten an der Durchfahrt hindern sollte.

Es schien tatsächlich so, als würde sich niemand um das bedrohliche Kraftwerk kümmern wollen, in dessen Innerem die Kühlflüssigkeit bereits zu kochen begonnen hatte, nachdem vor einem Tag mit dem letzten Treibstoff für die Notstromversorgung das Kühlsystem ausgefallen war. Radioaktiver Dampf stieg im Innern auf und erhöhte somit den Druck in den Kammern der Brennstäbe.

Die Sonne wanderte davon unberührt strahlend hinter den Türmen entlang und gab den Platz für die Nacht frei. Eine Nacht, in der alles passieren konnte. In der wieder einmal verängstigte Menschen auf ihre Rettung warteten.

Eine Nacht, in der Stephen und Bret sich weitere verrückte Taktiken ausdachten und dabei von William stumm und nachdenklich beobachtet wurden.

Eine Nacht ohne Essen für das in der Finsternis gefangene Mädchen mit dem gebrochenen Bein. Unsicher darüber, was schlimmer war: die Schmerzen oder das Hungergefühl und der Durst. Die Angst vor dem Tod oder die Gewissheit, ihre Freundin niemals wiederzusehen?

Ein grauer Geländewagen fuhr langsam durch die ramponierten Straßen. Vorbei an aufgerissenen Schlaglöchern, an Gesteinsbrocken der zusammengestürzten Gebäude und vorbei an den Leichen, deren tiefe, ausgebrannte Augenhöhlen alles beobachteten.

Am Steuer ein kräftiger Mann, bekleidet mit einem dunkelgrauen Overall und schwarzen Handschuhen. Die Haut im Gesicht gereizt von Todeskämpfen. Frische Bartstoppeln

drangen durch die Haut hindurch und winzige Schatten warfen sich über das Gesicht des Mannes.

Auf dem freien Beifahrersitz lag zusammengefaltet und in Schutzfolie ein Stadtplan von Fairport.

Michael hatte gedacht, er würde ihn brauchen, doch hatten sich alle Wege verschoben. Breite Straßen waren verschüttet und kleine Seitengassen waren zu Schnellstraßen geworden. Eingestürzte Brücken hemmten zudem das Vorankommen. Man wusste erst, wie viele Brücken eine Stadt überhaupt hatte, wenn diese nicht mehr intakt waren.

Seit Stunden brachte er nun einen Weg hinter sich, für den er früher wohl nur Minuten gebraucht hätte. Er war auf der Suche nach den Kindern, die er verloren hatte. Bevor alles eskaliert und die Hölle ausgebrochen war. Er konnte sich noch genau erinnern, wie er mit den Mädchen im Wagen hatte aus der Stadt fliehen wollen.

Das Mädchen mit den langen, schwarzen Haaren war zuvor zusammengebrochen und ihre Freundin saß besorgt neben ihm auf dem Beifahrersitz. Dann plötzlich – er konnte es noch hören, als wäre es vor ein paar Minuten gewesen – zischte und fauchte es hinter ihnen und nur Bruchteile von Sekunden später

konnte er spüren, wie sich der Wagen seiner Kontrolle entzog. Der Reifen hinten links explodierte unter der Wucht des Einschlags und das Heck des Fahrzeugs wurde in die Luft gerissen. Er wusste nicht mehr genau, in welcher Reihenfolge es geschehen war, aber der Jeep hatte keine Gurte gehabt und so riss es ihn und das Mädchen von der Rückbank aus dem Fahrzeug heraus auf die kalte und harte Straße. Wie durch ein Wunder wurde er nicht verletzt, aber ein sofort einsetzender Schock raubte ihm die Kontrolle über den eigenen Körper.

Im Nachhinein konnte er mit Gewissheit sagen, dass sie nicht alleine gewesen waren.

„Verdamme Schei...“ Michael ging in die Eisen und musste seinen Oberkörper mit aller Kraft vom Lenkrad abstützen, um nicht darauf zu prallen. Die Reifen kratzten über die von Schutt rutschige Straße und die Reifen blockierten, was ihn aus der Spur warf.

Die Erinnerung an die Geschehnisse wurde nun vollständig beiseite gewischt, als Michael nur ganz knapp das kleine Kind verfehlte, das plötzlich unerwartet und weinend auf die Straße stürzte.

„Was zur Hölle ist ...“ Michael brachte keinen Fluch zu Ende. Er griff sich die Halbautomatik vom Rücksitz und öffnete die Fahrertür. Gerade wollte er rein aus Instinkt anfangen, das kleine Mädchen anzubrüllen, es für seine Leichtsinnigkeit zur Rede stellen, als er sah, wie aus dem Schatten zwischen zwei noch halb intakten Häusern ein Mann hervorgeeilt kam.

„Susan, verdammt, Kind! Warum ...?“

Die Männer sahen sich an.

Wachs in deinen Händen

„Iss, Kind, du bist bestimmt hungrig“, sagten sie. „Bedien dich, Kind, du musst wieder zu Kräften kommen.“ Sayumi zögerte nicht, auf das Angebot einzugehen. Sie ließ sich deftig gewürztes Fleisch auf ihren Teller legen, saftiges Gemüse und strahlend gelbe Kartoffeln. Dann zögerte sie doch, sich die Gabel zwischen die gierigen Lippen zu schieben. Aber der Hunger war stärker als die Unsicherheit und sie genoss, wie die wirklich gut zubereiteten Speisen ihren Weg in Sayumis Magen suchten. Sie fühlte sich in diesem Moment, in diesen Augenblicken, wie eine Prinzessin, vielleicht sogar wie eine Königin. Sie hatte geduscht, etwas geschlafen und ihr Körper

verlangte nun nur noch nach Nahrung. Zu trinken gab es Wasser, es war kühl, es schmeckte frisch, es verursachte Glücksgefühle in ihrem Innern. Und immer wieder ließ Sayumi sich einen Nachschlag geben.

Direkt gegenüber saß die junge Frau. Sie blickte mit ihren strahlenden Augen hinab auf ihren eigenen, leeren Teller. Eine Kerze befand sich zwischen ihnen und durch die Flamme und das Flimmern der Luft darüber wirkte Sayumis Gegenüber geisterhaft, ja irgendwie unwirklich.

Sayumis Körper war nicht mehr daran gewöhnt, so viel zu essen, und es mochte ungehobelt aussehen, wie sie das Essen verschlang. Doch war es ihr egal. Zumindest jetzt, zu dieser Zeit.

Sayumi rückte sich auf dem Stuhl zurecht, um ihren Körper für einige wenige Sekunden zu entspannen, und ließ sich den Teller erneut füllen. Sie blickte nach unten und ihr Atem ging schwer.

Ich kann gar nicht mehr, sagte Sayumi zu sich selbst. *Aber ich muss. Wer weiß, wann es das nächste Mal wieder etwas gibt.* Sie schluckte und schob eine lange Strähne ihres schwarzen

Haares aus dem Gesicht, als diese widerspenstig auf ihren Teller fallen wollte.

Gerade als sie den Teller erneut anhob, vernahm sie ein leises Klingeln – zitterig, wie Gläser, die bei einem Erdbeben in der Glasvitrine vibrierten. Ein vorsichtiger Blick zur Seite eröffnete ihr, dass die Teller und Gläser auf dem Tisch genau das taten. Ihre Gabel, die sie rechts neben den Teller auf eine Serviette gelegt hatte, rutschte immer näher an sie heran, um den Sturz von der Tischkante zu versuchen.

Verwirrt und vom Anblick gefesselt fing sie die Gabel im letzten Augenblick auf, um dann den Kopf zu heben.

Die Kerze stand nun nicht mehr zwischen ihr und der blonden, jungen Frau. Eben jene ewig schweigsame Frau hielt sie mit beiden Händen fest umschlungen. Die Flamme dicht vor ihrem Gesicht. Vor ihren Augen.

Oh Gott, dachte Sayumi. *Was ist mit ihren Augen? Wo ist der Glanz?* Der nicht zuzuordnende Schein aus Farben. Dieser Wirbel aus wechselnden Augenfarben, der Schwindel hervorrufen konnte. Die Augen der Frau waren grau und matt, aschfahl und leblos. Sie starrte mit geweiteten Pupillen durch die Flamme der Kerze hindurch, während das flüssig

gewordene Wachs an dieser herabließ. In großen Tropfen rann es an der glatten Oberfläche herab und sammelte sich auf den Händen der Fremden.

Alle Männer um Sayumi herum blickten auf die stumme, sich selbst verletzende Frau.

Das heiße Wachs sammelte sich zu einer Pfütze und lief weiter an der Haut der Frau hinab. Ein faszinierendes Schauspiel einer optisch schönen Perversion.

Sayumi starrte auf die Hände und fand keine Worte. Ihr fehlten die Empfindungen, die sie dabei haben sollte.

Die Arme der Frau waren gegen die Tischkante gepresst und der Druck, der auf den Knochen lastete, ließ ihre Arme zittern. Durch das Zittern tropfte immer mehr Wachs an der Kerze herab. Ein abstraktes Gebilde formte sich um die Hände, die immer mehr mit dem Schaft der Kerze verschmolzen. Immer heftiger vibrierte der Körper der Frau mit den leeren Augen.

Immer lauter klingelte das Geschirr auf den Tischen und vereinzelte Tropfen Wasser wurden über den Rand der Gläser hinweg auf der Tischdecke verteilt.

Die Männer – *die Priester*, wie Sayumi sie für sich nannte – hatten die andere Kerzen auf dem Tisch ausgeblasen. Niemand wollte ein Feuer riskieren, aber auch niemand half der Frau.

Sayumi sah sie hilflos an. Versuchte, etwas in ihrem Gesicht zu lesen. *War das ein Krampfanfall? Ein Ritual? Hatte sie sich in Trance versetzt, um so zu ihrem Gott zu beten?* Sayumi verstand es nicht und die Frau tat ihr leid. Sie konnte nicht still dasitzen und gar nichts tun.

„Scheiße“, sagte Sayumi und sprang auf, wobei sie hart mit ihren Hüften gegen den Tisch stieß.

„Tut doch jemand was!“ Die Männer um sie herum erschrakten und wichen zurück. Einige blieben stehen, andere setzten sich wieder, doch niemand handelte. Alle starrten nun Sayumi und die zitternde Frau mit der Kerze an.

Sayumi schob Teller und Gläser mit Schwung beiseite und auf dem Tisch entstand unmittelbar ein Chaos. Soßen und Wasser vermischten sich. Essensreste verteilten sich, als sie mit der linken Hand auf den Rand eines metallischen Tablett drückte, um sich vom Tisch abzustützen.

Ohne darauf zu achten, griff sie nach der Kerze in der Hand ihres Gegenübers und brach sie aus der Verbindung von Wachs und bleicher Haut heraus.

Die Frau zwinkerte wiederholt und der Glanz kehrte in ihre Augen zurück.

Sayumi steckte die Kerze mit der Flamme in ein noch nicht umgestoßenes Glas, das daraufhin auch den Stand verlor und seinen Inhalt über den Tisch ergoss.

Die Priester, so hatte Sayumi den Eindruck, waren empört. Doch niemand tat etwas, niemand traute sich zu handeln. Mit einem Mal erwachte die unbekannte Frau aus ihrem tranceartigen Zustand und schlug mit ihren Fäusten schwach fauchend auf den Tisch. Alles bebte und nun begannen auch die Priester der Situation entsprechend zu handeln.

Sie eilten um den Tisch herum und zwei von ihnen konnten gerade noch verhindern, dass die Frau mit ihrem Stuhl nach hinten stürzte und sich den Kopf an der harten Wand aus nacktem Stein stieß. Zwei von ihnen fassten ihr mit einem kräftigen Griff unter die Arme und rissen sie wieder nach oben. Der Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, kippte schwer und laut krachend zu Boden. Sayumi wich schockiert und verwirrt von

dem Tisch zurück, sodass sie mit dem Rücken gegen die Wand unter einer der Wandlampen stieß.

„Allegra“, rief einer der Priester, die die Frau vorm Sturz bewahrt hatten, und ließ sie mit Hilfe der anderen vorsichtig zu Boden gleiten.

Allegra, die Frohe, fuhr es Sayumi durch die durcheinander gebrachten Gedanken. Nun hatte die Fremde einen Namen. Allegra hatte einen Anfall. *Asthma*? Sie keuchte und krampfte, kämpfte gegen die helfenden Hände an, die versuchten sie zu fassen zu bekommen. Ihr langes Kleid verrutschte und legte ihre blanken Beine frei. Im Wahn trat sie gegen eines der hölzernen Tischbeine und brachte so erneut die schweren Tische zum Beben.

Teller stürzten von der Tischkante herab und zerbrachen klirrend am Boden. Die Priester wirbelten umher, sie alle waren sichtlich mit der Situation überfordert. Einige von ihnen taten überhaupt nichts, andere sammelten die Scherben und den Müll auf, so als wäre es trotz der auf dem Boden krampfenden Allegra das Normalste der Welt.

Immerhin vier von ihnen hatten sich um die keuchende Frau versammelt und versuchten, ihren Körper unter Kontrolle zu

bringen. Der krankhaft keuchende Atem hallte fauchend durch den langen Speisesaal.

Sayumi konnte nichts tun. *Was sollte sie auch tun?* Sie hatte keine Ahnung, selbst wenn sie gewollt hätte.

„Hol einer das Spray, schnell!“

„Den Kopf hoch, halt ihren Kopf hoch“, war ein weiterer der Sätze, die durcheinandergeschmissen wurden.

Lange war sie vorbei, die Ruhe der Priester, und sie wurden zu hastigen, schwarzen Schatten, die erste Hilfe zu leisten versuchten. Einer der Priester eilte aus dem Saal und ließ die Tür mit einem Knall zufallen.

Wie hysterisch bäumte sich Allegra nun auf und starrte für einen Augenblick direkt in Sayumis Augen. Sie hing da, gestützt von zwei Männern, und es wirkte, als würde sie den Atem anhalten. Ihr Körper zitterte, doch irgendeine Macht hielt sie gepackt.

Mit großen, weit aufgerissenen, grauen Augen starrte sie Sayumi an.

Diese konnte den Blick nicht abwenden. Sie wollte nicht in diese leblose, graue Tiefe sehen. Aber sie konnte nicht anders. Sie war gefesselt.

Speichel tropfte Allegra aus dem Mund. Über ihren Augen schien sich Nebel zu bilden.

Oh Gott, diese Augen. Sayumi fürchtete sich vor diesem Blick. Sie fürchtete sich auch vor der Stille, die sie nun umgab. Alles schien eingefroren. Die Priester starrten Sayumi und Allegra an. Allegra starrte Sayumi und Sayumi Allegra in die Augen.

Was zum Teufel ... Mama? Es war, als hätte Sayumi einen Schatten in den Augen ihres apathischen Gegenübers gesehen, doch die Stille und der Gedanke verflogen, als die Tür zum Saal wieder aufgerissen wurde und der Priester, der zuvor hinausgeeilt war, mit einem kleinen röhrenförmigen Objekt aus Kunststoff in der Hand hereinstürmte.

Allegra befreite sich aus den stützenden Armen der Priester, richtete sich auf und mit einem Schrei – eher ein atemloses Keuchen – stürzte sie auf den Tisch zu, der zwischen ihr und Sayumi stand.

„Allegra, nicht!“, rief einer der Priester.

Allegra reagierte nicht darauf und warf sich mit aller Kraft auf den Tisch, ohne Rücksicht auf das Geschirr darauf zu nehmen.

Scheppern, klimperndes Besteck, brechendes Glas und das matschige Geräusch der Speisen unter ihrem Körper vermischten sich zu einem unangenehmen Klang.

Sayumi schrie vor Schreck auf und sah sich hastig und um Hilfe flehend um. Ihre Lippen bebten, ihre Pupillen waren geweitet und ihre Handflächen schwitzten.

Wie im Wahn versuchte Allegra auf die gegenüberliegende Seite des Tisches zu gelangen, doch die Priester zogen sie an ihren Beinen zurück.

„Beruhige dich ... Allegra!“

Keine Reaktion von ihrer Seite.

Sie krallte sich mit den Fingernägeln in die Tischdecke und das Holz darunter. Ihre Fingerspitzen färbten sich schmerzhaft rot. Ihr Gesicht hatte längst eine angsterregende, verzerrte Maske aufgesetzt, und dennoch konnte sie sich nicht gegen die kräftigen Arme der Männer zur Wehr setzen. Sie zogen Allegra zu sich zurück vom Tisch herunter, umfassten ihren Körper,

drückten ihre Arme zurück und pressten sie hart gegen die Wand.

Verzweifelt und wie besessen versuchte sie sich zu befreien. Sie zuckte, sie fauchte, sie schnappte nach Luft und ihr Gesicht begann eine blaue Färbung zu bekommen.

Opferrolle

Es war ein Anblick, den Michael so schnell nicht wieder vergessen würde. Zehn, vielleicht fünfzehn Männer und Frauen und ein paar wenige Kinder saßen zusammengekauert, verängstigt und verstört in dem dunklen, alten Luftschutzkeller. Ein Überbleibsel aus längst vergangenen Tagen. Ein Relikt aus einer Zeit, in der die Angst vor einem Atomkrieg noch alltäglich und allgegenwärtig gewesen war. Massive, kalte Betonwände umsäumten das schlecht beleuchtete Zimmer, in dem er sich nun befand.

Der Vater des kleinen Mädchens, dem er oben auf der Straße begegnet war, hörte auf den Namen Vince. Offenbar hatte es einen kleinen Streit zwischen Vater und Tochter gegeben, was bei der Anspannung durch die Umstände nicht allzu sehr

verwunderte. Daraufhin war das Mädchen hinaus auf die offene Straße gerannt.

Michael hatte seine Pistole gesichert in den Hosenbund gesteckt und stand nun mit verschränkten Armen an eine der hohen Wände gelehnt und hörte sich die Geschichte der Überlebenden an. Sie erzählten unter Tränen von der Welle der Zerstörung, die aus dem Nichts heraus die Stadt heimgesucht hatte. Michael selber hatte diese Augenblicke nicht mitbekommen.

Er war benebelt gewesen, hatte wohl noch unter Schock gestanden und es glich einem Wunder, dass er beinahe unversehrt mit dem Gesicht in einer Kuhle aus Staub erwacht war.

Ebenfalls wie durch ein Wunder hatten die Menschen die Katastrophe überlebt. Mehr oder weniger leichte äußere Verletzungen, aber tiefgreifende Wunden in Herz und Seele. Einige von ihnen hatten erlebt, wie ihre Lieben unter unmenschlichen Qualen schreiend bei lebendigen Leibern verbrannt waren. Oder erstickt durch das Einatmen von kochend glühender Luft. Das Zuhause der Menschen war zerstört. Ihre Erinnerungen an bessere, glücklichere Zeiten

waren verdampft. Im Nichts. Niemand hatte eine Erklärung für das, was geschehen war – niemand außer Michael.

Gut, es war leichtsinnig zu glauben, er wüsste genau, was passiert war. Doch kannte er Hintergründe, er hatte Einsichten und Erfahrungen gewonnen. Vor einigen Jahren hatte er das junge Mädchen aus dem unterirdischen Komplex der Armacom befreit. Naja, er hatte es zumindest versucht. Er erinnerte sich an den Funken in seinem Kopf, der ihn dazu gebracht hatte, sich gegen seine Männer zu stellen. Dieses Blitzen, das ihn hatte wach werden lassen. Nach einem Schusswechsel war er mit dem kleinen, vielleicht zwölf Jahre alten Mädchen und der jungen Frau durch den Tunnel aus dem Komplex geflüchtet. Mit Geschick, ein wenig Glück und – man konnte es nicht leugnen – irgendeiner übernatürlichen, vielleicht gottgegebenen Macht schafften sie es, ihre Verfolger abzuschütteln und zu überlisten. Mit der Wendung, die dann kam, hatte er nicht gerechnet.

Noreen, die Frau, die sich so demütig und aufopfernd um das Mädchen gesorgt hatte, stellte sich als Verräterin heraus. Ein weiteres, in sich zerbrochenes Teil im Puzzle um das mysteriöse Mädchen eröffnete sich ihm. Ein weiterer Spieler in diesem kranken, wahnsinnigen Spiel.

Die Erinnerungen noch nicht ganz wieder ins Gedächtnis gerufen öffnete er die nachdenklich geschlossenen Augen, als er ein wimmerndes Schluchzen vernahm. Vince hatte sich auf einen Stuhl gehockt und seine Tochter saß weinend und ihren Kopf an seine Brust gelehnt auf seinem Schoß. Mitgefühl lag in Michaels Augen, als er sich ein wenig hinunterkniete, um mit Vince in etwa auf Augenhöhe zu kommen. Mit leiser, behutsamer Stimme begann er zu fragen:

„Ist Ihre Mutter bei der Katastrophe ...“ Vince unterbrach ihn mit einem leichten Kopfschütteln, während er mit seiner kräftigen, aber geschundenen Hand über den Kopf des kleinen Mädchens streichelte. Michael wollte weitere Fragen stellen, doch der Vater des Kindes gab ihm von sich aus eine Erklärung.

„Nein“, sagte er. „Wie durch ein Wunder hatten wir alle drei das Chaos überlebt.“

„Mama?“ Das kleine Mädchen erhob ihr von Tränen getränktes Gesicht und blickte ihrem Vater in die Augen.

„Mama ist jetzt an einem besseren Ort, Susan, vertrau mir“, versuchte er sein Mädchen trotz eigener Zweifel zu beruhigen und er drückte ihren Kopf wieder sanft an seinen Oberkörper.

Die anderen, die mit ihnen unten in diesem Keller saßen, schwiegen. Sie hatten bedrückte und zugleich wütende Gesichter. Etwas musste vorgefallen sein, dessen war sich Michael sicher. Vince fuhr fort:

„Wir waren zwar alleine, aber ... wir hatten überlebt, wir ...“
Er biss die Zähne knirschend zusammen, um die eigenen Tränen zu unterdrücken. Dann schluckte er schwer. „Wir hatten diese ganze abgefahrene Scheiße überstanden ... zumindest dachten wir das.“ Michaels Neugier steigerte sich und er legte seine Arme entspannt auf seine Schenkel, sodass seine Hände vorn, der Schwerkraft folgend, herunterbaumelten. „Es dauerte nicht lange, und wir fanden inmitten der Trümmer weitere Überlebende ... Wissen Sie eigentlich, ... was für ein gutes Gefühl das ist? Wenn man denkt, man ist mit seinen zwei Liebsten ganz allein auf der Welt?“

Michael reagierte nicht und sah ihn einfach nur geduldig an.

„Jeder Einzelne, den wir inmitten der verbrannten Leichen – inmitten der Überreste, die einmal unser Zuhause gewesen waren – fanden, erfüllte uns mit ein wenig Hoffnung. Hoffnung, die uns zum Überleben animieren sollte.“

Michael nickte bestätigend, leicht und bedächtig. Er konnte die Gedanken nachvollziehen.

„Wissen Sie ...“, fuhr Vince bekümmert fort. „... es dauerte nicht lange, bis wir die Zahlen der Überlebenden nicht mehr an zwei Händen und zwei Füßen abzählen konnten. Nun war es daran, auf die Hilfe von außen zu hoffen oder selbst die Stadt zu verlassen.“

„Wie lange hatte es gedauert, bis ...?“, fragte Michael.

„Es war etwas, das uns mit erneuerter Hoffnung erfüllte, unsere Hoffnung bestärkte und uns ein wenig die Angst nahm ... Offenbar hatte die Regierung schnell geschaltet und einen Hubschrauber mit Hilfsgütern geschickt.“

„Das ist gut ...“, sagte Michael und kratzte über den juckenden Handrücken seiner linken Hand. Wut schien nun in Vince aufzukommen.

„Nein ...“ Es schien ihm schwer zu fallen, seine Stimme zu drosseln, um nicht seine Tochter unnötig zu verängstigen.

„Nichts war gut ... Natürlich war es gut, dass ein Hubschrauber kam ... Ein Hubschrauber, der eine große Kiste mit Gütern – wir vermuten Lebensmittel und Arzneimittel – zu uns herunter ließ ...“ Er unterbrach sich selbst noch einmal mit

einer nachdenklichen Pause. „Wir hatten uns direkt im Zentrum versammelt. Im Zentrum auf einer breiten Seitenstraße. Der verflixte Hubschrauber also ließ diese riesige Kiste zu uns herab, mit Männern darauf.“ Michael konnte sehen, wie Vince seine freie Hand ballte.

„Was passierte dann?“, fragte Michael nervös. *Es muss einen Unfall gegeben haben*, dachte er sich.

„Dann ... das Feuer wurde eröffnet ...“ Michaels Pupillen weiteten sich. „Das verflixte Feuer wurde auf die Hilfskräfte eröffnet, aus unseren eigenen Reihen ...“ Zur Demonstration deutete er mit dem Finger zitternd zur Decke. „Sie ... verflucht ... stürmten durch uns hindurch, kamen von überall ...“ Seine Tochter war eingeschlafen. Die Trauer und die allumfassende Stresssituation hatten ihren kleinen Körper mürbe gemacht und geschwächt. Vince, der sie weiterhin behutsam auf dem Schoß hielt, begann am ganzen Leib zu zittern. Sein Körper bebte, hervorgerufen durch eine Mischung aus Trauer, Hass, Verzweiflung und Angst.

„Sie stürmten auf den Container zu ... wollten ihn mit aller Gewalt unter ihre ... Kontrolle bringen. Sie schossen, auf sie wurde von oben herab geschossen, von unten wurde geschossen ... das Gewehr ...“ Vince holte tief Luft, versuchte

das Zittern in seiner unsicheren Stimme wieder unter Kontrolle zu bringen. Seine Nase begann zu schnupfen. Nervös wischte er mit dem Handrücken an ihr entlang.

„Es ... fiel von oben herab und“ In dem Augenblick brachen die Tränen aus ihm hervor und die Gefühle überwältigten ihn. Auch die anderen Überlebenden, die zwar mitfühlend, aber still und regungslos dagesessen hatten, wurden nun von der Welle der Trauer erfasst. Vince fiel es sichtlich schwer, seine noch schlafende Tochter fest im Arm zu halten. Eine für Michael noch namenlose Frau stand auf und nahm ihm das kleine Mädchen ab. Unsicher durch das, was um sie herum geschah, blickte die Kleine im Halbschlaf auf, um dann den Kopf gegen die Schulter der Frau zu senken. Nach einer bedächtigen Pause erhob Vince wieder sein eingefallenes und geschundenes Gesicht.

„Sie wurde direkt auf den Kopf getroffen ... Das Blut ... überall Blut ... Es schoss ihr aus den Ohren, aus der Nase, aus dem Mund ... ja sogar aus ihren Augen lief das Blut. ... Sie war ...“ Wieder zögerte er und rang nach Atem und mit dem Verstand. Seine Tochter war wieder eingeschlafen, *zum Glück*, dachte Michael.

„Sie brach zusammen ...“, fuhr der weinende Witwer fort. „Sie brach einfach leblos zusammen, keine Worte, kein Schrei ... keine Möglichkeit, sich zu ...“ Damit brach Vince nun völlig zusammen. Er bekam kein Wort mehr heraus. Michael betrachtete den gebrochenen Mann, der mit seiner kleinen Familie überlebt und dann auf brutalste Weise seine Liebe verloren hatte.

Was für ein Gefühl muss das sein?

Kein Handeln

Die Morgensonne begann ihren goldenen Glanz über das ruhige Meer zu werfen. Die schwimmenden Trümmer der vereinzelt gekenterten Schiffe warfen immer länger werdende, gespenstische Schatten über die sanften Wellen. Schwarz erschienen die Aufbauten und schwimmenden Müllberge, eingerahmt von den eindringlichen Strahlen der Sonne. Auf dem Flugdeck der Destiny war keine Menschenseele zu sehen. Die Männer, die sich bereit gemacht hatten, um ihre Kameraden an Land zu unterstützen, waren wieder unter Deck beordert worden. Die mit Stahlseilen befestigten Flugzeuge

und Hubschrauber fristeten wieder ihr einsames Dasein inmitten des rauschenden Meeres und der salzigen Luft.

Captain Adams konnte das Salz deutlich auf seiner Zunge schmecken. Er liebte die Luft des Meeres. Er liebte den Klang der Wellen, die ruhig gegen den Rumpf des Schiffes streiften. Er liebte die Ruhe. Doch war dies kein Moment, in dem er diese meditative Meeresstille genießen konnte. In seinem Innern kämpfte ein Krieg. Ein Krieg, der nur zu gern nach außen brechen würde. Adams wischte sich mit einer Hand von oben nach unten über sein Gesicht. Er schloss kurz die Augen und dachte an das Gespräch, das er gehabt hatte. Das Gespräch mit dem General. *General Hartwig* – wie sehr er diesen Namen hasste. Hartwig, diese rückgratlose Marionette des Verteidigungsministers.

Sir, entschuldigen Sie meinen nächsten Satz, aber lassen Sie sich Eier wachsen, hatte Adams als Letztes durch das Funkgerät zu seinem direkten Vorgesetzten gesagt und dann die Verbindung in Richtung Zentrale unterbrochen. Das würde noch mächtig Ärger geben, dessen war Adams sich sicher. Aber das war einfach eine Aktion gewesen, die er nicht verstehen konnte. Hartwig war nicht nur der der vorgesetzte General dieser Operation und somit der direkte Befehlshaber von

Adams. Er war auch der persönliche Berater des Verteidigungsministers. *Minister*, wenn er dieses Wort schon hörte. Alles Feiglinge ohne einen Sinn für die Realität. Die Realität hier draußen. Es gab keine Realität hinter Akten und Papieren. Hinter Paragraphen und geschwungenen Reden. Die Realität war schmutzig und nicht zu desinfizieren.

Immerhin hatte Adams ein wenig mehr Zeit herausschlagen können. Hartwig hatte im Auftrag des Ministers den Rückzug angeordnet. Den Rückzug aus der gesamten Operation. Die *Destiny* sollte umgehend die Küste von Fairport verlassen, ungeachtet der Männer, die noch auf dem Festland waren. Adams hatte jegliche respektvolle Förmlichkeit vergessen. Er hatte auf Hartwig eingeredet, hatte versucht die Entscheidung zu hinterfragen. Wollte noch etwas abwenden. Er hatte gehofft den Befehl zu bekommen, weitere Männer an Land zu schicken, jetzt wo der Kontakt zu Daniels und seiner Einheit abgebrochen war. Eine erklärende Antwort für den Rückzug hatte er auch nicht erhalten.

„Es steht nicht in Ihrer Verantwortung, sich über die Entscheidung Gedanken zu machen. Bei allem Respekt, Captain, Sie sollten sich lieber Gedanken um ihre Mannschaft machen und weniger die Befehle hinterfragen, die ich Ihnen

gebe.“ Mit so einer Scheiße wollte Adams sich nicht abfertigen lassen.

„Unsere Männer wurden angegriffen ...“

„Captain Daniels ... Ihre Männer ... wie Sie sie nennen, sind ausgebildete Soldaten. Sie werden schon wissen, was zu tun ist ...“

„Verdammt, in welcher Welt leben Sie eigentlich?“ Adams hätte ihm womöglich, wenn er ihn in die Finger bekommen hätte, einen Schlag mit der Faust ins Gesicht verpasst. „Was glauben Sie, wie es in Fairport weitergehen soll? Dort sind Menschen, Menschen, die überlebt haben, Menschen, die auf Hilfe warten, auf Nahrung und medizinische Versorgung.“

Das, was Hartwig als Letztes sagte, raubte Captain Adams beinahe den Atem. Mit ruhiger, beinahe schon verspottender Stimme machte er seine letzte, gesprächszerstörende Aussage: „Was mit Fairport und seinen Einwohnern passiert, darüber müssen wir uns keine Sorgen machen. Die Zeit wird sich der Sache annehmen. Aber wenn Sie wollen, bleiben Sie mit der Destiny vor der Küste. Nur halten Sie gebührenden Abstand.“

Paranoide, korrupte Lügner! Wollten die dort alle verrecken lassen? Adams verstand nicht. Er wusste nicht, was das alles

sollte, und auch die aufkommende, lebensbejahende Sonne und das glänzende Meer konnten seine Wut nicht beruhigen. Die Fäuste geballt blickte er auf die tote Skyline von Fairport. Den matten Schein der rauen und gebrochenen Fassaden. Diese Stadt stand kurz vor ihrem Ende – offenbar einem von der Regierung gewollten Ende.

Alter Bekannter, neue Bekanntschaft

Daniels kniff die Augen zusammen, als er in die aufsteigende Sonne am Horizont blickte. Er hatte sich an eines der Hafenbecken gesetzt, um ein wenig zu Luft zu kommen. Er starrte aufs Meer. Starrte durch die lange Schatten werfenden Trümmer hindurch und sah kilometerweit entfernt die Destiny auf dem Wasser treiben.

Ein Rascheln neben ihm ließ ihn zur Seite blicken, wo der Hund, der ihm vor einigen Stunden begegnet war, in einem umgestürzten Müllcontainer nach Nahrung suchte. Dem Schmatzen nach zu urteilen hatte er etwas gefunden. *Hund müsste man nun sein*, dachte Daniels und streckte seine Hand nach dem fremden Tier aus, um ihm über den kräftigen Rücken zu streicheln. Neugierig zog der Hund seine Schnauze aus dem

Container zurück und sah Daniels mit einem Blick an, wie ihn nur Hunde haben konnten. Daniels hatte selber viele Jahre einen Hund gehabt. Er und seine Frau Debby. Er musste nun wieder an sie denken, an sie und an ihren gemeinsamen Hund. Wie sehr sie sich gefreut hatten, wenn er nach einem langen Einsatz zurück nach Hause gekommen war.

Die Destiny, das Schiff, von dem aus die ganze Operation geleitet wurde, bewegte sich nicht. Sie trieb einfach mit gebührendem Abstand vor der Küste und schien zu warten. *Auf was warten?* Die wehmütige Erinnerung an seine Frau schlug um in Wut gegenüber seinen Vorgesetzten.

Was läuft hier eigentlich? Wie lange wollen die mich hier noch versauern lassen?

Langsam raffte Daniels sich auf und griff nach seiner Pistole, die er neben sich gelegt hatte. Er prüfte das Magazin. Dieses Magazin, ein weiteres am Gurt und eine Kugel im Lauf. Der namenlose Hund sah zu ihm auf, während er näher an das schmutzige Hafenwasser herantrat. In allen Farben schimmernde Ölflecken waberten auf dessen Oberfläche. Ein hypnotisches Bild umweltzerstörender Schönheit. Das Schöne und Unscheinbare war oft das, was am tödlichsten war. Wie verdreht diese Welt war.

„War es mit den Menschen nicht genauso?“ Daniels ertappte sich dabei, wie er den Hund fragte. Mit hechelnd heraushängender Zunge sah der ihn erwartungsvoll an. „Tja, mein Guter, wo wollen wir nun hin? Meinste, wir finden einen Weg?“ Als hätte er die Frage direkt verstanden, trottete der Hund über den rissigen Beton der Hafenanlage.

„Hey, wo willst du hin?“, rief Daniels dem Hund nach. Der blieb einen Moment stehen, sah sich zu ihm um und kläffte als Zeichen, ihm zu folgen. „Wenn du das sagst ...“ Daniels hatte keine bessere Idee, also beschloss er dem Hund nun einfach zu folgen.

Man müsste Hund sein, dachte sich Daniels wieder, als er im Gegensatz zu den geschickten Sprüngen des Tieres angestrengt seinen Weg durch die Trümmer suchte. Seine Schusswunde schmerzte zwar kaum noch, aber die Kugel hatte er nicht entfernen können. Mit zusammengebissenen Zähnen und der Pistole in der Hand kletterte er gerade über einen Stahlträger, der ihm den Weg versperrte.

„Hey, warte, nicht so schnell“, rief er dem Hund hinterher.

Zweifache Dunkelheit

Inmitten dieser Finsternis treibe ich nun. Alles ist schwarz. Es ist schwarz und es stinkt. Jeder Versuch, gegen die unsichtbare Strömung anzukommen, wird durch den nassen Widerstand, der sich mir entgegenstellt, verlangsamt und endet somit im verzweifelten Nichts. Dickflüssiges Wasser läuft mir in die Nase, in den Mund, in die Ohren. Ja, es scheint mir sogar so, als würde es durch meine Augen in meinen Kopf eindringen. Und meine noch letzten klaren Gedanken verwässern.

Etwas Knorriges streift mein Bein und ich zucke erschrocken zusammen. Ich würde gerne meine Füße ruckartig an mich heranziehen, doch lässt es mich nicht. Woher kann ich sehen? Wie kann ich atmen? Woher nehme ich die verzweifelte Kraft, um weiter um mein erbärmliches Leben zu kämpfen? Warum will der Körper überleben, obwohl der Geist nicht mehr will? Oder ist es genau andersherum? Ich weiß es nicht.

Ein Kratzen in meinem Hals lässt mich mit dem Husten ringen. Ich spüre, wie ein undefinierbarer Klumpen in mir aufsteigt. Ein fester, sich bewogender Kloß, der meine Speiseröhre hinaufkrabbelt. Ich kann meinen Mund durch den innerlich aufkommenden Druck kaum noch geschlossen halten. Etwas wie ein Biss in meine Unterlippe zwingt mich dazu, inmitten der Untiefen zu schreien. Ich reiße meinen Mund auf. Reiß ihn

auf und fühle, wie sich der Kopf der riesigen Ratte durch meinen Mund in die Freiheit frisst. Die Freiheit des dunklen Wassers.

Schockiert riss Lu May die Augen auf. Etwas huschte von ihrem Brustkorb herunter und sie schob ihren sich schwer anfühlenden Körper mit dem Rücken die Wand hinauf, um sich aufzusetzen. „Oh Gott ... es war nur ein Traum ... Ein Traum, Luma ... nur ein Traum“, sagte sie sich immer wieder. Ihr Bein, das sie sich bestimmt gebrochen hatte, fühlte sich taub an. Taub war besser als der unbändige Schmerz, mit dem sie sich all die Zeit herumgeplagt hatte. Sie hatte alte, schmutzige Kleider gefunden und etwas, das sie als *kanalisiertes Treibholz* bezeichnete. Damit hatte sie ihr Bein geschient und es so ein wenig von der Belastung befreien können.

Was sie noch immer quälte, war der Hunger. Sie hatte zwar auch Durst, doch wie durch ein Wunder war sie auf eine Palette mit Cola-Dosen gestoßen. Sicher war das alles andere als appetitlich, aus Dosen zu trinken, die in den Abwässern der Stadt geschwommen waren. Doch irgendwie, so dachte Luma, war das Risiko einer Magenverstimmung nun besser als zu dehydrieren. Wobei das eine das andere ja nicht ausschließen

sollte. Krankheiten waren ihr im Augenblick egal. Sie hatte die Dosen ja, so gut es ging, abgeputzt und einige Überwindung hatte es sie auch gekostet. Doch der Geschmack, die Kühle, einfach nur die Flüssigkeit, die ihren Körper erfüllte, waren wie ein wahr gewordener Himmel für sie gewesen.

Das war nun einen Tag her und ein paar Dosen hatte sie noch. Sie würde sie brauchen, doch viel dringender brauchte sie Hilfe. Wirkliche, körperliche und auch medizinische Hilfe. Noch hatte sie den Willen weiterzukämpfen, *doch wie krank war diese Situation?* Ohne zu wissen, was vor sich ging, lief sie vielleicht sieben oder acht Meter unter der Straße und konnte nicht hinauf. Sie hatte versucht, eine der Leitern hochzuklettern, doch fehlten ihr einfach die Energie und die Kraft in Armen und Beinen. Sie war so nahe dran an den Menschen da oben und doch konnte sie sich nicht bemerkbar machen. Niemand hörte sie, niemand schien nach ihr zu suchen.

Diese Vorstellung stimmte sie traurig, denn sie hatte Angst, Sayumi nie wiederzusehen. Sayumi und ihre Eltern, wenn sie denn noch lebten. Irgendetwas ganz Schlimmes war geschehen, und doch hatte sie noch immer keine Ahnung, was.

Luma richtete sich schwermütig auf. Sie drückte ihr gesamtes Gewicht gegen die alte, steinerne Wand, um nicht zur Seite zu kippen. Glitschig war die Wand und ihre Hände rutschten darauf ab, sodass sie beinahe mit ihrem Gesicht gegen den Stein stieß. Klatschend versuchte sie mit ihren Händen wieder Halt zu bekommen.

„Nicht aufgeben, nicht ... niemals aufgeben.“ Einen langsamen Hüpfen nach dem anderen machte sie an der Wand entlang, um vielleicht irgendwann einen sicheren Ausweg nach oben zu finden. Als sie an der nächsten Abzweigung angekommen war, blickte sie um die Ecke. Eine Welt unter der eigentlichen. *Wie sollte man sich hier ohne Karte zurechtfinden können?*

„Los, da runter!“, ertönte plötzlich eine hallende Männerstimme.

Zu Kreuze

Sayumi hockte auf dem von ihr selbst aufgeräumten Bett. Sie hockte dort regungslos und starrte die Wand an. Etwas hatte sich verändert, seit sie das Zimmer zum Essen verlassen hatte. Die Wand war leer gewesen. Und nun? Nun hing über dem

kleinen Tisch mit der Karaffe voll Wasser ein Kreuz. Jemand musste es dort hingehängt haben.

Das Essen wollte ihr nicht aus dem Kopf gehen. Sie wurde das Gesicht der jungen Frau nicht los, die sie angestarrt hatte. Die wie besessen versucht hatte, sie in die Finger zu bekommen. Das beinahe schon schrille Fauchen aus der atemlosen Kehle. Die zuckenden, nach vorn gestreckten Arme und die Fingernägel, die sich sichtbar schmerzhaft und brechend in das Holz der Tischplatte gebohrt hatten.

Sayumi schauderte es bei dem Gedanken an die brechenden und einreißenden Fingernägel und sie blickte auf ihre eigenen. Sie spreizte die Finger, die mysteriöser Weise noch immer beinahe gut aussahen. Dünn und lang waren sie und an ihren Enden hatten die Nägel zwar winzige Ermüdungserscheinungen, doch keine Anzeichen der dramatischen Ereignisse der jüngsten Zeit. Es war, als hätte sie einen Schild um sich herum, etwas, das ihren Körper und ihren Geist, wenn sie es so nennen konnte, wie eine schützende Blase gegen das Äußere verteidigte.

Nun fiel ihr Blick wieder zurück auf das Symbol an der Wand. Das simple Symbol, das Millionen verband und ebenso viele getötet hatte. Wie gern wurde das Symbol der Gemeinschaft für

die Machtergreifung missbraucht? Das Kreuz fesselte ihren Blick immer und immer wieder. *Warum? Warum nur hielten Menschen daran fest?* Wie konnte dieses Symbol ihnen Hoffnung und Erlösung versprechen? Was rief es in Sayumi hervor? Die Erinnerung an die Qualen, die sie erlitten hatte im Namen der Menschen, die Träume, die Toten ... Sayumi hatte plötzlich das am Boden liegende Gesicht ihres Vaters vor Augen. Sie lag vor ihm. Sie weinte, weinte in das beim Sprechen Blut spuckende Gesicht ihres sterbenden Vaters. Wie er ihr den Namen ihrer Schwester zuflüsterte ... *Yu... Yurina*, hatte er gehustet und war dann von ihr gegangen. Das Blut aus seinem Mund war in ihr Gesicht gespritzt und hatte ihre aufgerissenen Augen umrahmt. Blut, das er vergossen hatte durch ihren Schuss.

Sie hatte es nicht gewollt. Sie hatte es eigentlich nicht gekonnt. Sie war sich nicht einmal mehr sicher, ob sie wirklich allein für die Tat verantwortlich gewesen war. Wieder einer dieser Augenblicke voller Schwärze in ihrer Erinnerung. *Und all das war Gottes Werk? Hatte Gott die Menschen nicht nach seinem Bilde geschaffen? Warum machte sie sich überhaupt Gedanken darüber? Waren die Menschen nicht selbst für ihre Taten verantwortlich? Aber taten sie nicht einfach nur das, was Gott auch tun würde?* Alles war in Widersprüche verwickelt und die

Menschen legten es sich so zurecht, dass ihr Glaube als Entschuldigung diene und ihre Taten von Gott verziehen wurden.

Sayumi konnte – auch wenn sie dankbar dafür war, dass diese Glaubensgemeinschaft sie aufgenommen hatte – einfach nichts mit diesem Denken anfangen. Sie waren ja bestimmt nicht alle schlecht und es mochte ja auch vielen helfen, doch in ihrem tiefsten Herzen, so sehr sie sich auch bemühte, rief es nur Unbehagen hervor.

Sayumi stand auf und ging auf das an der Wand hängende Kreuz zu. Vor dem hüfthohen Tisch blieb sie stehen. Sie starrte es an. Betrachtete die feine Maserung des dunklen Holzes. *Was war es? Eiche?* Sie hatte keine Ahnung. Zitternd näherten sich ihre Hände dem Gebilde, das Unruhe in ihr hervorrief. Ihr Herz begann laut zu hämmern und es war, als hätte sich der ganze Raum mit ihrem Herzschlag gefüllt. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es ihren Arm, als sie das Kreuz berührte, und erschrocken zog sie ihre Hand zurück, um sich die kribbelnden Finger zu reiben.

„Lieber Gott ... warum hast du mir meine Tochter genommen?“, erklang plötzlich eine weibliche Stimme aus dem Nichts heraus. „Habe ich nicht alles getan, um ein

friedliches Leben zu führen? Friedlich und freundlich allen Mitmenschen und Tieren gegenüber?“ Die Stimme klang weinerlich, irgendwie kindlich und vor allem verzweifelt in der Suche nach falsch klingenden Worten, die aber die Wahrheit treffen sollten. „Warum tust du unserer kleinen Familie das an?“

Sayumi wusste, wessen Stimme sie da vernahm, doch wollte es ihr nicht klar in das Bewusstsein treten. Von Schwindel befallen wankte sie zurück auf das Bett.

Untergründig

„Los, kommt weiter, hier entlang ...“ Bret hatte sein Gewehr über die Schulter gehängt und führte die fünfköpfige Gruppe an.

„Verdammt, wie das stinkt“, beschwerte sich einer seiner Männer über den Geruch im Innern der Kanalisation.

„Was hast du denn erwartet? Dass deine Scheiße nach Rosen duftet?“, rief ein weiterer lachend.

„Nun hört auf damit, wir müssen hier lang. An der Oberfläche können wir das Depot nicht erreichen“, machte Bret ihnen

deutlich. Es gab ein altes Depot einer Spedition etwas weiter östlich. Doch laut den Spähern war es über den eigentlichen Weg nicht mehr zu schaffen, dort hinzukommen. Aber sie wurden immer mehr Leute und somit wurde nun auch der Ruf nach weiteren Nahrungsmitteln größer. Im Grunde gab es genug, man musste sie nur finden.

„Waaah!“, schrie jemand hinter ihm erschrocken auf. Bret griff seine Waffe und wirbelte um die eigene Achse.

„Was? Was ist los?“

„Scheiße, war nur ne Ratte“, beruhigte ihn der Mann, der ihm eben einen solchen Schreck eingejagt hatte. Bret kannte sie alle nicht beim Namen und sie waren ihm auch egal. Erst einmal sollten sie beweisen, dass sie seinem und Stephens Plan bedingungslos folgten.

„Reiß dich zusammen, verdammt noch mal.“ Bret war echt genervt. Erst wurde er mit einer zufällig zusammengewürfelten Truppe losgeschickt, um die Gegend um das Depot herum zu erkunden, und dann hatten sie auch noch durch die Kanalisation stiefeln müssen. Der Gestank war so eindringlich, so intensiv beißend, dass er ihm beinahe den Verstand raubte.

„Los weiter.“

Die dumpfen, plantschenden Schritte auf dem feuchten Boden kamen immer näher. Durch das schmutzige Wasser war Luma gezwungen, die Augen und den Mund geschlossen zu halten, Lange konnte sie die Luft nun nicht mehr anhalten, aber sie wollte auch nicht entdeckt werden. Paranoid war es natürlich schon, doch was, wenn sie sie jagen würden? *Wie die Armee.* Die Armee, die auf sie und Sayumi geschossen hatte. Sie hatten sie voneinander getrennt. Sie waren wie besessen hinter ihr her gewesen. *Und warum?* Luma wusste es nicht. Sie hatte wirklich keine Ahnung. Niemand schickte die Armee wegen einer Leiche. *Oder etwa doch?* Luma wusste nur: Ihre Luft wurde knapp und die Schritte entfernten sich zwar, aber zu langsam. Sie würde nicht lange genug versteckt bleiben können.

Schmerzen. Es brannte auf ihrer Haut. Der Dreck des Abwasser reizte ihren Körper und ließ ihn jucken und schmerzen. Es wurde unerträglich und sie versuchte sich nicht zu kratzen. *Langsam, ganz langsam hoch.* Luma ließ langsam ihren Körper an die Oberfläche treiben. Langsam und vorsichtig, um keinen auffälligen Lärm zu machen. Die Schritte schienen sich weiter

zu entfernen. Sie waren zwar nun deutlicher zu hören, aber hallten offenbar aus der Ferne.

Luma schnappte nach Luft. Sie warf ihre Arme auf den nassen Stein und krallte sich an den ebenso rutschigen Fugen fest. Ihre Innereien zogen sich zusammen. Sie verkrampften und lösten sich, ihr ganzer Körper begann zu zittern und alles um sie herum drehte sich und verschwamm vor ihren milchig anmutenden Augen. Was sie in diesen Minuten dachte, konnte sie nicht mehr von dem Schmerz in ihrem Innern, von dem Gefühl, sie würde innerlich verbluten, trennen. Sie wollte jammern, sie wollte weinen, ihren Schmerz, ihr Leid, ihre Angst zum Ausdruck bringen. Doch alles, was ihr blieb, waren das Würgen und die Angst vor dem Ende.

Luma sammelte ihre letzte verbleibende Kraft. Sie wollte aus der stinkenden Brühe heraus. Raus aus dem Gestank, raus aus dem ihre Haut angreifenden Gift. Das Bein, das sie nicht bewegen konnte, machte die Versuche nicht einfacher. Immer wieder zog es sie zurück in den Schlamm aus Exkrementen und Abfällen. Das schmutzige Wasser spritzte um sie herum auf. Bedeckte die Steine vor ihr mit einem dichten, glitschigen Film. Sie wollte schreien und nach Hilfe rufen. Die Panik unterdrückte den krampfenden Schmerz. Für sie war es ein

Todeskampf, den sie nicht gewinnen konnte. Sie würde ertrinken. Ertrinken in der Kanalisation, weil sie so dumm gewesen war und versucht hatte, sich zu verstecken. Sie würde elendig verenden und verrecken. Die Ratten würden sie fressen.

Luma verlor die Kraft. Sie konnte sich nicht mehr halten. Sie hörte auf zu fühlen, Gleichgültigkeit überkam sie und zitternd ergab sie sich der schwindenden Kraft und ließ sich vom sicheren Rand, den sie nicht mehr erklimmen konnte, zurückrutschen. Sie würde ertrinken. Alles würde vorbei sein.

Rot in Rot

„Eure Mitschülerin Sayumi wird leider nicht mehr zum Unterricht erscheinen.“

Ich bin geschockt. Sie ist doch meine Freundin. Stille herrscht in der Klasse. Niemand sagt etwas, denn alle spüren, dass etwas nicht in Ordnung ist. Noch bevor unsere Lehrerin weiterreden kann, fragt Brandon links hinter mir:

„Warum denn? Ist sie umgezogen?“ Kindliche Naivität. Ich weiß, dass es nicht so einfach ist. Ich weiß, dass ich sie nie

wiedersehen werde. Ich habe es geträumt. Ich habe geträumt, dass sie von mir geht. Immer und immer wieder hatte ich diesen Traum. Wir gehen durch einen langen, grell ausgeleuchteten Gang. Der Gang hat silbern schimmernde Wände, die das Licht der Decke schmerzhaft reflektieren. Unsere Schritte klingen dumpf auf dem mit dickem Teppich überzogenem Boden. Ein angenehm warmes Gefühl. Der Korridor scheint überhaupt kein Ende zu nehmen. Er streckt und streckt sich. Hat keinerlei Abzweigung und keinerlei Türen.

Als wir weitergehen, sehen wir links und rechts an den Wänden große, aufgemalte Rechtecke in roter Farbe. Farbe? Nein, bei genauerem Hinsehen können wir erkennen, dass es Blut ist. Also nicht wirklich erkennen, aber wir wissen es einfach. Die Schlieren, die es zieht. Die feinen Tröpfchen, die rot in Rot die Wand herunterlaufen. Aufgemalte Türen ohne Knauf zum Eintreten. Beängstigend schimmert das Licht auf diesen blutenden Rahmen. Der Boden zu unseren Füßen fühlt sich feucht an. Wir blicken herab und sehen, wie das Blut der Wände sich über den Teppich verteilt hat.

Wir blicken uns verängstigt an. Wir sind doch noch Kinder, sage ich mir. Warum muss uns so etwas passieren? Das Blut

klebt an unseren Füßen und es soll bald an Sayumis Händen kleben.

Sayumi rennt los. Sie rennt, ohne mir etwas zu sagen. Sie rennt in Panik oder Besessenheit, ich weiß es nicht, aber sie rennt. Ich rufe ihr hinterher, aber sie hört mich nicht. Sie rennt und ich folge ihr. Ich versuche es, aber kann mit ihren langen Beinen nicht schritthalten. Sie hängt mich ab und ich verliere die Kraft, weiterzulaufen. Ich beuge mich vornüber, um zu Atem zu kommen. Ich keuche und die Luft, die ich ausstoße, ist dunkel und rot. Alles um mich herum ist rot. Ich kann die Wände nicht mehr erkennen. Fluten aus roter, dicker Flüssigkeit strömen lautlos senkrecht herab.

Ich blicke auf und kann Sayumi sehen. Ich sehe Sayumi, wie sie vor einem Mädchen steht. Ein Mädchen, das aussieht wie sie. In einem roten Kleid, wie sie es gern trägt. Doch dieses Mädchen ist beängstigend. Es macht mir Angst, es nur anzusehen. Das Mädchen ohne Namen lächelt Sayumi an. Ich kann Sayumis Gesicht nicht sehen. Sie steht einfach nur da und ich habe das Gefühl, das ist nicht gut für sie. Ich versuche zu ihr zu gehen. Ich versuche den Abstand zwischen uns zu verringern und renne über den blutgetränkten Boden. Ich versuche es, ich rutsche aus, gleite über den Boden und komme

nicht voran. Ich laufe auf der Stelle und das Blut, diese dicke, klebrige Flüssigkeit, spritzt auf und färbt meine Beine ebenfalls in ein tiefes Rot.

Sayumi hebt ihre Arme, sie streckt sie hervor in Richtung des kleinen Mädchens. „Nein!“, rufe ich, weil ich weiß, was geschehen soll. „Nein, Sayu, nicht!“ Ich will sie abhalten. Ich will ihre Arme herunterreißen, bevor sie das kleine Mädchen am Hals packt. Ich kann nicht. Das Blut ist so fest. Es will mich aufhalten. Es will nicht, dass ich es verhindere.

Sayumi umfasst den dünnen Hals des Kindes und drückt zu, während es weiter lächelt. Sayumi zittert durch den Kraftaufwand am ganzen Körper. Sie drückt zu und das Mädchen verliert sein Lächeln. Es stirbt, es stirbt und verfällt. Die Augen ziehen sich zurück in die Höhlen. Die Haut färbt sich grau und das Haar fällt aus. Blut läuft dem Mädchen aus dem Mund und ich kann sehen, wie die Zähne, die es ebenfalls verliert, weißlich im roten Schwall glänzen. Sayumi bricht zusammen. Kippt mit dem Mädchen vornüber in die roten Fluten und verschwindet. Ich kann nichts tun und ich behalte den Traum für mich, um Sayumi nicht zu beunruhigen. Wir sind doch Kinder.

„Sayumi hatte mit ihren Eltern einen Autounfall, ihr geht es nicht gut“, erklärt uns unsere Lehrerin. In diesem Moment, diesem Augenblick, als mein Traum wahr wird – als mir klar wird, dass ich Sayumi verloren habe – breche ich zusammen. Ich breche weinend zusammen und vergesse alles um mich herum. Ich vergesse die Menschen, vergesse die Sonne, vergesse das Leben. Ich will zu meiner Sayumi, ich will zu ihr. Ich will nicht ohne sie sein.

Ich kann nicht ohne dich sein.

Toxisch

Die Schwärze hatte nun den kleinen Körper eingeholt. Die Augen waren geschlossen, die Gliedmaßen schlaff und leblos. Kein Gedanke fuhr durch das dem Ende entgegentreibende Gehirn. Eine Hand, eine kräftige Hand griff in die stinkende Dunkelheit. Sie tastete die undurchdringliche Finsternis ab und packte nach der dünnen und schwächlichen Schulter von Lu Mays regungslos treibendem Körper.

„Ich hab sie“, erklang eine dumpfe Stimme von oberhalb der Wasseroberfläche. Eine weitere Hand schoss in das Wasser

hinein und griff gezielt nach dem Arm des Mädchens. „Los, haltet mich fest, ich ziehe sie raus.“

Bret hatte sich an den Rand des glitschigen Weges unten in der Kanalisation gelehnt und beugte sich vor, um das ihm unbekannte Mädchen an die Oberfläche zu ziehen. Zwei seiner Kameraden hielten seine Beine, damit er nicht ebenfalls ins Wasser fiel.

„Scheiße, ist das am Stinken“, fluchte einer der Männer, die ihm Halt gaben. Bret hatte sich nun beinahe flach auf den Boden gelegt und sein kräftiger Oberkörper schwebte bedrohlich über dem Abwasser.

„Halt die Schnauze, verdammt, und zieht mich zurück. Mit aller ihnen gegebenen Kraft schafften es die Männer, Bret und das Mädchen an Land zu ziehen. Nass, klebrig und die Haut gereizt und blau legten sie das scheinbar leblose Mädchen auf den Rücken.

„Sie atmet nicht“, stellte Bret fest, als er durch den Schlamm hindurch vergeblich ihren Puls zu fühlen versuchte. „Gebt mir ein Tuch oder irgendwas.“ Doch keiner seiner Kameraden reagierte. Wütend drehte er sein Gesicht in Richtung seiner Männer. „Spreche ich Französisch?! Verflucht noch mal, seht

zu!“ Sein Ton war fordernd, aggressiv und zugleich panisch, weil womöglich kaum Zeit blieb.

„Tut mir leid, ich ...“ stotterte ein etwas kleinerer Mann, der mit einem halblangen Filzmantel bekleidet war.

„Zur Hölle, willst du mich verarschen? Gib mir deine verschissen Jacke.“ Brets Gesicht war tiefrot vor Wut.

„Aber das ist ...“

„Das ist mir scheißegal, was das ist! Gib mir die verschissene Jacke oder du liegst gleich hier am Boden!“ Hastig zog der Mann seinen Mantel aus und warf ihn zu Bret herunter auf den Boden.

„Geht doch!“ Bret griff nach den Ärmel des Mantels und wischte damit über das Gesicht des Mädchens. Besonders ihre Lippen und ihre Nase versuchte er grob vom Schmutz zu befreien. Es stank bestialisch, aber er konnte es sich jetzt nicht erlauben, sich über das Mädchen zu übergeben. Er riss ihre Jacke auf und begann damit, ihr Luft zwischen ihre blau gefärbten Lippen in die Lunge zu blasen. „Eins, zwei, drei, vier, fünf“, zählte er, während er versuchte ihr Herz mit seinen großen Händen wieder zum Arbeiten zu bewegen. Dann blies er wieder Luft in den kleinen, unter ihm sterbenden Körper.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf.“ Seine Stimme war keuchend und klang angestrengt von den Wiederbelebungsversuchen. „Eins, zwei, drei, vier, fünf ... Komm schon, Mädchen ... komm schon ...“, flehte er nach den nächsten Beatmungsversuchen.

Stillschweigend hielten die Männer um ihn herum ein wenig Abstand. Niemand wollte ihm zu nahe kommen und jeder von ihnen war zutiefst berührt von dem, was der ansonsten eiskalt wirkende Bret dort für das unbekannte Mädchen tat. Ihr Körper zuckte bei jeder Herzmassage, doch ein Lebenszeichen wollte er nicht von sich geben. „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs ... Verdammt noch mal ...“

Bret wollte sie nicht verlieren, er konnte nicht aufgeben – nicht noch einmal. Ein weiteres Mal griff er nach dem Kopf des Mädchens und senkte seinen Kopf, um sie zu beatmen, als das Kind plötzlich zu husten begann. Ein Schwall aus schwarzer Flüssigkeit erbrach sich über ihren Körper. Ihre Augen öffneten sich für einen Augenblick und Bret hatte das Gefühl, Hoffnung in ihnen zu erkennen. Doch dann schloss das Mädchen wieder krampfend die Augen und begann wiederholt zu husten.

„Los, helft mir sie herumzudrehen!“ Bret wollte das Mädchen auf die Seite legen, damit sie sich nicht verschluckte. Zwei

seiner Gefolgsleute kamen ihm zu Hilfe und drehten sie mit ihm zusammen in eine stabile Seitenlage.

Luma hustete. Sie wusste nicht, wo sie war, sie wusste nicht, wer sie war. Sie fühlte nur, wie immer wieder Flüssigkeit aus ihrem Innern in ihren Mundraum schoss und sie diese hustend über den Boden verteilte. Ihr war schwindelig, ihr war kalt, ihr war heiß, alles tat ihr weh. Ihre Haut brannte fürchterlich und ihr Magen, so fühlte es sich an, würde ebenfalls seinen Weg nach oben in die Freiheit suchen. *So viele Empfindungen kann ein Mensch doch gar nicht verarbeiten ...* Sie krümmte ihren Körper und begann am ganzen Leib wie durch Schüttelfrost zu zittern.

„Verdammt, haltet sie fest!“, befahl Bret. Das Mädchen würgte und erbrach sich mehrmals über den Boden und über Bret, der vor ihr auf den Knien hockte. Ein leidvoller Aufschrei des Mädchens hallte durch die dunkle Kanalisation. Sie atmete krächzend ein und spie einen weiteren Schwall dunkle Flüssigkeit heraus. Der Körper begann zu krampfen. Er bebte und zuckte und den Männern, von denen nun weitere zur Hilfe

gekommen waren, fiel es schwer, sie festzuhalten. Zähne knirschten, während das Mädchen ihre Kiefer zusammenpresste.

„Ich glaube, sie hat einen toxischen Schock ... Haltet sie weiter fest.“ Die Männer taten, wie ihnen befohlen. „Los, den Mantel, legt ihn über sie ... schnell.“ Bret war selbst darüber verwundert, welch klaren Kopf er in dieser Situation behalten konnte.

Das Mädchen richtete sich auf und saß für einen Augenblick regungslos da. Ihr Atem schien sich zu beruhigen. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Sie starrte durch die Männer hindurch, die sie umringten. „Alles wird gut ...“, flüsterte Bret und legte seine Hand auf ihren Kopf. Das Mädchen erbrach sich mit weit aufgerissenen Augen und warf ihren Körper zurück auf den Boden, wodurch sie mit dem Hinterkopf hart auf dem Stein aufschlug. Sie begann wieder zu krampfen. *Mädchen ... du musst es schaffen ... bitte ... Gib nicht auf ... Du musst es schaffen*, betete Bret insgeheim über dem qualvoll verzerrten Gesicht des Mädchens.

Ein alter Freund

Zwar war es ein gutes Gefühl, relativ sicher unter der Kirche zu sein, doch Sayumi musste sich eingestehen, dass ihr wirklich langweilig war. Seit Längerem hatte sie sich nicht mehr an die Oberfläche getraut und sie fragte sich auch, ob man es ihr überhaupt erlauben würde, diesen unterirdischen Komplex zu verlassen. Niemand war gerne eingesperrt und sie fühlte sich so, wenn sie in diesem Zimmer saß und die Wand anstarrte.

Das Kreuz hatte sie von der Wand abgenommen und es behutsam unter das Bett geschoben. Sie wollte nicht immer darauf blicken. Es hatte das Gefühl des Eingesperrtseins nur verstärkt. Wahrscheinlich war sie gar nicht eingesperrt und eigentlich sollte sie dankbar dafür sein, was man für sie getan hatte. Doch immer wieder hatte sie diese Träume. Die Träume davon, in einem kleinen Zimmer gefangen zu sein. Träume von einem Raum ohne Fenster und mit einer massiven Tür, die sich nicht öffnen lassen wollte, und großzügig ausgeleuchteten Gängen, durch die sie als junges Mädchen rannte. Sayumi konnte sich an ihre Kindheit noch immer nur lückenhaft erinnern. Doch irgendetwas sagte ihr, dass die Träume etwas mit dem zu tun haben mussten, was sie auf dem Computer ihres Vaters gefunden hatte. *Daddy ...*

Es waren die Lichter, die ihr Angst machen. Die Lichter, die ihre Vergangenheit ausleuchteten. Die ihr Nacht für Nacht neue Einblicke in die Schwärze der Menschen und besonders der ihrer eigenen Seele eröffneten.

Sayumi konnte nicht mehr sitzen und so war sie aufgestanden und schritt nachdenklich in ihrem kleinen Zimmer auf und ab. Sie ging bis an die Tür, drehte sich um und ging die paar Schritte wieder zurück bis an den Schrank. Während sie einen nicht sichtbaren Trampelpfad in ihrem Zimmer erschuf, dachte sie wieder einmal an die junge Frau mit den langen blonden Haaren. Sie dachte darüber nach, dass diese junge Frau, die offenbar den Namen Allegra trug, doch eigentlich sehr hübsch und freundlich aussah. Ein freundliches Gesicht mit Augen, die eine besondere Art von Wärme ausstrahlten. *Doch was stimmte nicht mit ihr?*

Wie im religiösen Wahn, wie besessen hatte sie sich auf Sayumi gestürzt. Diese verzerrte, sabbernde Fratze hatte sich in Sayumis Geist festgesetzt und bereitete ihr Angst. Sie musste den Kopf freikriegen, ganz egal wie. Sie musste einfach mal raus. Raus hier aus dem beengten Raum.

Sayumi griff sich die dünne Strickjacke, die man ihr während ihrer Abwesenheit auf das Bett gelegt hatte, und zog sie über,

ohne die großen Knöpfe an der Vorderseite zu verschließen. Sie zupfte sie ein wenig zurecht und dachte, dass es schon ein wenig kühl geworden war. Wenigstens dachte man an ihr Wohlbefinden.

Leicht unsicher blickte sie sich in ihrem Zimmer um, bis sie merkte, dass sie den großen Schlüssel von ihrer Tür auf ihrem Kopfkissen liegen gelassen hatte. Manchmal tat man einfach Dinge, von denen man nicht wirklich wusste, dass man sie tat. Sie nahm den groben Schlüssel und verließ ihr Zimmer. Dann verriegelte sie ihre Tür und nun befand sie sich in dem Flur, der zum Rest des unterirdischen Komplexes und in das Badezimmer ihr gegenüber führen sollte. Ein wenig frostig war es und Sayumi rieb sich ein wenig vor Kälte schauernd die Arme.

Wie lange war sie nun schon hier? Eine Woche? Könnte wohl hinkommen. Und noch hatte sie nicht allzu viel von diesem Ort gesehen, an dem sie ihre Tage und auch Nächte verbrachte. Sie hatte ihr kleines Zimmer, das zwar nur sporadisch eingerichtet war, ihr aber dennoch einen offensichtlich sicheren Ort und Privatsphäre bot. Und das Badezimmer direkt gegenüber mit der großen Duschkabine, von der sie jeden Tag Gebrauch machte. Sie hatte den großen Speisesaal kennengelernt, in dem

sie mit den Priestern zusammen die geregelten Mahlzeiten einnahm. Natürlich gab es nicht mehr so ein Festmahl wie beim ersten Mal. Wenn es immer in so einer aufreibenden, panischen Situation endete, konnte sie auch gut darauf verzichten. Dennoch war das Essen gut – frisch und abwechslungsreich. Darüber konnte sie sich nun wirklich nicht beschweren.

Allegra hatte aber offenbar nicht mehr an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen wollen. Der Platz gegenüber Sayumi war nun leer. Zwar standen dort ein Teller und ein großes Glas – vielleicht hatte man erwartet, dass sie doch noch kommen würde –, aber das Essgeschirr wurde nach dem gemeinsamen Gebet wieder sauber vom Tisch abgeräumt. Sayumi konnte Allegra wohl verstehen, wenn sie sich an die Vorkommnisse erinnerte. Eine für eine junge Frau wirklich peinliche Situation war das gewesen. Und vielleicht hatte sie auch ein wenig Angst davor, dass es wieder passieren würde.

Einmal hatte Sayumi einen Priester, dessen Namen sie nicht kannte, gefragt, ob es Allegra gut ginge. Mit einem leicht besorgten Blick hatte er Sayumi versichern wollen, dass alles in Ordnung wäre. Doch Sayumi merkte es, wenn man nicht aufrichtig zu ihr war. Zu oft war sie bereits belogen und

verraten worden. Und die Träume holten sie zurück. Die Erlebnisse des Verrats, die Stunden der Pein und des Enttäuschtwerdens.

Moment, was ist das? Sayumi war völlig in Gedanken versunken gewesen, als sie bemerkte, dass die Tür in einigen Metern Entfernung geöffnet war. Sie befand sich kurz vor der Abzweigung, die zurück in den großen Flur mit der Treppe nach oben führte. Es war hinter dieser Tür, wo Sayumi die Stimme gehört hatte. Die betende, bittende Stimme von Allegra. Sie stand offen. Noch nie hatte sie offen gestanden.

Sayumis Lippen fühlten sich trocken an und sie befeuchtete sie ein wenig mit ihrer Zunge. Sie schluckte und folgte ihrer Neugier. *War denn vielleicht etwas passiert?* Es war wie eine Einladung. Eine Einladung, in das Zimmer zu blicken und zu sehen, wer oder was sich darin befand. *Wie sah das Zimmer einer religiösen Fanatikerin aus?* Sayumi stellte sich einen Haufen religiöser Reliquien vor. Kreuze, Bilder, Bücher und all das, was es da noch so gab. Möglicherweise spinn sie sich gerade etwas zusammen, aber sie würde es nun herausfinden.

Die Arme wegen der Kälte vor sich verschränkt ging sie näher an die in ihre Richtung geöffnete Tür heran. Sie lauschte, ob sie jemanden hören konnte. Jemanden, der sie sonst gleich

überraschen könnte. Es war unnatürlich still, aber Sayumi konnte auch nicht zuordnen, ob es nun Nacht oder Tag war. Das Essen fand zu unregelmäßigen Zeiten statt und sie wusste nie, ob es sich nun um ein Frühstück, ein Mittagessen oder ein Abendessen handelte.

Sayu erreichte die Tür und zögerte für einen kurzen Moment. Ein weiteres Mal lauschte sie in die Stille. Ja, Stille war es, die sie umgab. Eine Stille, die die kühle Luft beinahe knistern ließ. Ihre Augen fühlten sich trocken an. Ein paarmal presste sie ihre Augenlider herunter, um das unangenehme Gefühl ein wenig zu bessern, dann schritt sie um die Tür herum und in Allegras Zimmer.

Ein wenig überrascht blickte Sayumi schon drein, als sie feststellte, wie leer das Zimmer war. Ein Abbild ihres eigenen. Nur anstelle des Tisches stand ein richtiger alter Schreibtisch auf der Seite, wo Sayumi ihr Bett hatte. Das Bett von Allegra befand sich gegenüber. Fein säuberlich und beinahe ohne eine einzige Falte war das Bettzeug darauf gespannt worden. *Sehr sorgfältig*, dachte Sayumi und schaute sich weiter um. Kein Kruzifix, nur ein Block und ein Stift lagen auf dem Schreibtisch mit dem dunklen, hölzernen Stuhl davor. *Und auf*

dem Stuhl? Sayumi versuchte zu erkennen, was sich dort Kleines, Braunes und Weiches befand.

„Michael!“, murmelte sie mit einem schweren Schlucken.

Doch nicht die beste ...

Sayumi sah noch einmal über die Schulter, bevor sie den letzten Meter zu ihrem Teddy Michael hinter sich brachte. Die Tür hatte sie offen gelassen, um eine Möglichkeit zu haben, schnell wieder zu verschwinden. „Michael“, sagte sie noch einmal seufzend. Sie war sich sicher, dass er das war. Ihren kleinen Teddy, den sie als kleines Mädchen von ihrer älteren Schwester bekommen hatte, würde sie immer und überall wiedererkennen. Das braune Fell leuchtete noch immer so sehr wie am ersten Tag. Die großen, schwarzen Knopfaugen, die pummeligen Arme und Beine. Ja, das war ihr Freund und er saß da auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch, als hätte er auf sie gewartet. Als würde er sich gleich zu ihr umdrehen und sie freudig begrüßen.

Natürlich tat er das nicht und es war an Sayumi, die Arme nach ihm auszustrecken und ihn zu umfassen. Ein wohliger Schauer überkam sie, als die den weichen Plüsch auf ihrer Haut spürte.

Das feine Fell kitzelte in ihren Handflächen und ihr Gesicht spiegelte sich in den glänzenden Augen des Bären.

„Wie bist du nur hierhergekommen?“, fragte sie ihn leise, ohne eine Antwort von ihm zu erwarten. Sie schaute sich in dem Raum um, erkannte aber nichts, was ihr einen Anhaltspunkt geben würde – *natürlich nicht*. Sayu drückte ihren kleinen Freund an sich, den sie nach einer für sie so langen Zeit endlich wiedergefunden hatte. Sie presste ihn an ihre Brust und ein Schlag durchfuhr ihren Körper. Ein Blitz, der durch ihren Kopf zuckte und sie aus dem Bewusstsein riss. Erschrocken warf sie den Kopf nach oben und blickte in die Leere des Zimmers.

„Michael!“, hörte sie ihre eigene kindliche Stimme und darauf folgend das freudige Lachen ihrer Eltern.

„Danke, danke, danke“, ruft sie als kleines Mädchen immer wieder ihrer Schwester entgegen und wirft sich ihr in die Arme. Die fängt ihren Schwung mit Leichtigkeit ab und presst Sayumi liebevoll an sich. Wohlige Wärme in Sayumis Herz. Ein wunderschöner Abend vor so vielen Jahren. Ein Abend, an dem alles beginnen sollte. Nein, das ist nicht wahr.

Warum schreit sie mich an? Es tut mir doch leid. Ich weine, ich sitze auf meinem Bett und weine so sehr, dass meine Augen brennen. Und sie? Ihr ist es egal. Sie schreit mich an, brüllt mich an, dass ich es kaputt gemacht habe. „Ich wollte das nicht“, wimmere ich immer und immer wieder in der Hoffnung, sie würde mir verzeihen können. Ich habe mir die Bettdecke meiner Schwester gegriffen und presse sie an mich. Ich kann sie kaum noch sehen, so sehr sind meine Augen mit der Flüssigkeit meiner Tränen benetzt.

„Ich habe dir gesagt, du sollst davon die Finger lassen. Ich habe dich immer wieder gebeten dort wegzubleiben, weil es mir wichtig ist ... weil es nicht zum Spielen ist!“, keift mich Joey mit schriller Stimme an. Ich wünsche mir, dass meine Mama nach Hause kommt. Ich will zu meinem Papa. Ich habe Angst, Angst davor, wie sie mich anschreit. Ich habe Angst davor, dass sie mir wehtut. Nein, sie wird mir nicht wehtun. Ich bin doch ihre Schwester. Sie hat mich doch lieb.

Ich kann nicht sehen und höre ein klirrendes Geräusch auf dem Boden. Ich schluchze und reibe mir die Augen. Ich blicke hinunter. Sie hat es zu Boden geworfen. Nun ist es ganz kaputt. Ein Schlag, ein brennender Schmerz im Gesicht. Mein leichter, kindlicher Körper wird zur Seite geworfen und ich lande flach

liegend auf dem Bett. Ich schreie nicht, ich weine nur. Ich weine einfach weiter. Warum? Warum rastet sie so aus? Warum schlägt sie mich? Ich wollte das doch gar nicht. Ich ... ich will sie bitten, mich gehen zu lassen, doch ich bekomme kein Wort aus mir heraus.

Sie schreit mich weiter an, ich solle gefälligst aufhören zu heulen, ich solle ihr sagen, warum ich das gemacht habe. Ich weiß es doch nicht. Ich wollte das nicht. Sie packt mich an den Schultern, setzt mich auf und reibt mir brutal die Tränen aus dem Gesicht. Es tut mir weh, wenn sie mit ihren Fingern über meine Augen streift. Ich habe Angst, nichts mehr sehen zu können, wenn sie mit mir fertig ist.

„Hör schon auf zu flennen!“ Sie packt mich an den Schultern und schüttelt mich. Mein Körper zittert und mein Kopf schlägt vor und zurück, weil ich einfach nicht die Kraft habe, dagegen anzukommen. Mir wird schlecht, mir ist schwindelig, aber sie hört nicht auf. Sie macht immer weiter und ich kann fühlen, wie es in meinem Bauch zu brennen beginnt. Ich möchte mir meinen Bauch halten, aber sie lässt mich nicht. Sie schreit und schüttelt mich und ich beginne zu husten. Ich huste und würgen und breche mein Essen hervor. Der bittere Geschmack in

meinem Mund sorgt dafür, dass ich ihn aufreiße und die dicke Flüssigkeit beißend über meine Lippen das Kinn herunterläuft.

„Schau nur, was du nun gemacht hast. Findest du das gut? Sayumi?“ Ich kann ihr nicht antworten, da sie nicht aufhört mich zu schütteln. Ich ... ich habe solche Angst. Warum tut sie das? Warum? Warum hört sie nicht auf? Mir ist so schlecht. Das Erbrochene läuft in meinen Kragen unter das Oberteil meines gelben Schlafanzugs. Es klebt heiß und widerlich, aber ich kann nichts tun. Ich muss mich immer wieder übergeben. Ekel vermischt sich mit der Angst. Ekel vor mir selbst. Ich übergebe mich über mich selbst und ich kann nicht aufhören. Endlich hört wenigstens sie auf, mich zu schütteln. Die Tränen hat es aus den Augen gewirbelt, und wenn sich auch alles dreht, ich kann wieder sehen. Wie in einem Karussell wandert das Zimmer meiner Schwester um mich herum. Es dreht sich und springende Lichter tanzen vor meinen Augen.

„Hast du dir mal angesehen, was du angerichtet hast? Soll ich das nun sauber machen?“ Warum hört sie nicht auf? Sie ist doch schuld daran. Ich wollte das nicht. Gerade will ich etwas sagen, da dreht sie sich für einen Moment von mir weg und ich will die Chance nutzen, um die Flucht zu ergreifen. Ich springe

vom Bett auf, so gut es mir mit dem Schwindel möglich ist, und stürme auf die geschlossene Zimmertür zu.

„Du bleibst hier!“, keift Joey hinter meinem Rücken. Und ein Handtuch, das sie eben aus dem Schrank geholt hat, landet mit Wucht zwischen meinen Beinen. „Du machst die Sauerei weg, eher kommst du nicht hier raus! ... Sayumi ... hast du mich verstanden? Sayumi ...? Sayumi?“

... Sayumi?“, erklang Allegras Stimme.

Erwischt

Erschrocken wirbelte Sayumi herum. Drehte sich mit dem Teddy noch immer im Arm in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Mit großen Augen und noch immer tief entsetzt über das, was sich in ihrem Innern freigesetzt hatte, starrte sie auf die blonde, schwarz gekleidete junge Frau. Ihre Augen hatten den Glanz zurückerlangt, der Sayumi von Anfang an fasziniert hatte. Es sah nicht aus, als wäre Allegra wütend darüber, dass Sayumi sich in ihr Zimmer geschlichen hatte. Auch nicht darüber, dass sie sich den Teddy genommen hatte. Naja, der Teddy, so war Sayumi sich absolut sicher, war

immerhin der ihre. Aber trotzdem überraschte sie das warmherzige Auftreten Allegras ein wenig.

„Ich ... ich ...“, versuchte Sayumi sich eine Entschuldigung zusammenzustottern.

„Mach dir keine Sorgen.“ Allegras Stimme nahm ihr sofort die Nervosität. Sie schüttelte sanft ihren Kopf, lächelte freundlich und schloss für einen kurzen Moment die Augen. „Es macht mir nichts, dass du hier bist. Ich ... ich muss gestehen, dass ich sehr erfreut darüber bin, dich hier zu treffen.“ Der freundliche Blick von Allegra drängte Sayu ebenfalls dazu, ein Lächeln aufzusetzen. Kein gespieltes, nein, Allegras Gesicht schaffte es, Sayumi ihre Vision von eben vergessen zu lassen. Sayumi wurde ganz ruhig bei diesem Anblick.

War das die Allegra, die ein paar Tage zuvor wie eine Wahnsinnige versucht hatte, über den voll bedeckten Tisch zu klettern? War es die Allegra, deren verzerrte Maske Sayumi Angst bereitet hatte, als sie keuchend und sabbernd vergeblich versucht hatte, nach ihr zu greifen? Jedenfalls war die Allegra, die nun vor ihr stand, eine ganz und gar andere Person. Sie war ruhig, hübsch, offenbar aufrichtig freundlich und gar nicht so in sich gekehrt, wie Sayumi sie sonst erlebt hatte.

„Magst du dich nicht setzen?“ Allegra bot ihr mit ausgestrecktem Arm den Platz vor ihrem Schreibtisch an. „Platz hast du dir ja bereits gemacht“, witzelte sie und lächelte den Plüschteddy in Sayumis Armen an. Sayumi blickte auf den Stuhl und schaute wieder zurück zu Allegra, die ihr Lächeln einfach nicht aus dem Gesicht weichen ließ. Sayumi zögerte, entschloss sich dann aber doch dazu, Allegras Angebot zu folgen. Es war schon reizvoll, etwas über die geheimnisvolle Frau zu erfahren. Wie sie denn so wirklich war. Sie rückte sich den Stuhl zurecht und währenddessen schloss ihre Gastgeberin leise die Tür hinter sich.

„Es ist ein wenig kalt, findest du nicht?“ Sayumi nickte ihr zustimmend zu. Allegra stellte sich direkt vor sie und reichte ihr beide Hände mit dem Handrücken nach oben. Sayumi blickte auf die Hände der Frau, die nur wenig größer als ihre eigenen waren. „Gib mir bitte deine Hände“, sagte Allegra mit leiser, leicht heiserer Stimme.

Sayumi sah auf den Teddy, den sie auf dem Schoß fest zwischen ihren Händen hielt. Allegras Hände waren ihr noch immer entgegengestreckt und Sayumi konnte die spröden Fingernägel erkennen. Sie löste die Umarmung mit ihrem wiedergefundenen Bären und reichte ihrem Gegenüber zögernd

die Hände. Umfasste sie vorsichtig und fühlte die Wärme, die zwischen ihren Händen entstand. Ihre Hände waren weich, dennoch konnte Sayumi nun bei näherem Betrachten feine Narben auf den Handrücken erkennen. Sie musterte die feinen, hellen Linien auf der Haut, die von der Blässe her Sayumis kaum nachstand.

„Weißt du ...“ Sayumi hob ihren Kopf und blickte auf die schmalen Lippen der Frau. „... Ich habe so unglaublich lange auf dich gewartet ...“ Sayumi wusste nicht, worauf sie hinauswollte. „... Ich habe dir und ihm mein Leben verschrieben.“ Allegra schaute nach oben an die Decke des Zimmers und setzte ihre für Sayumi unverständlichen Sätze fort: „Ich habe von dir geträumt, ich habe über dich gelesen und über dich geschrieben.“ Sayumi konnte fühlen, wie Allegra den Druck auf ihre Hand ein wenig erhöhte. „Vielleicht ... aber auch nur vielleicht bist du dir deines Schicksals nicht bewusst, denn immerhin ...“ Allegra blickte wieder zu Sayumi herab, legte den Kopf ein wenig schief und fuhr dann lächelnd fort: „... steckst auch du nur im Körper eines kraftlosen Mädchens.“ Sayumi hatte ihr Lächeln bereits verloren und Unverständnis machte sich in ihr breit. Sie wollte ihre Hände zurückziehen und Antworten verlangen. Ihre Hände wurden nicht losgelassen

„Du wirst uns hier herausführen ...“ Allegras Stimme war zwar weiterhin heiser, aber sie wurde langsam kräftiger. „... Du hast den Weg bereits für uns geebnet und wirst es vollenden.“

Sayumi war starr.

Auf der Suche

Die tief stehende Sonne blendete Michael, während er seinen Weg durch die Stadt im Jeep fortsetzte. Ein wenig unwohl war ihm dabei schon, die Männer und Frauen zurückzulassen. Und vor allem Susan, das kleine Mädchen, das seine Mutter unter dramatischen Umständen verloren hatte. Doch er konnte sie nicht zwingen und wohin hätte er sie mitnehmen sollen? Er selbst war doch auf der Suche.

„Und Sie? Was machen Sie hier? Wollen Sie abhauen?“ , hatte Vince ihn gefragt, als er seine tragische Geschichte zu Ende erzählt hatte. Michael senkte den Kopf und schwieg einen Atemzug lang, während er in seiner Jackentasche kramte.

„Ich ... ich bin wieder hierher zurückgekommen ...“

„Aber warum? Suchen Sie wen?“ Mit zusammengepressten Lippen nickte Michael.

„Ja“, antwortete er schwer schluckend.

„Freunde? Familie?“ Vince Stimme war sehr ruhig und behutsam, als er merkte, wie schwer es seinem Gegenüber fiel, darüber zu sprechen.

„Meine Vergangenheit“, antwortete Michael mit einem heiseren Flüstern und sah auf ein kleines Stück Papier in seiner Hand. Vince blickte ihn fragend an, aber hielt sich zurück, weiter nachzuhaken. Michael stand auf und streckte Vince das Papier entgegen, das sich als kleines, altes Foto herausstellte. Vorsichtig, seine Tochter noch schlafend auf dem Schoß nahm er das Foto entgegen und betrachtete es schweigend. Ein Kind befand sich darauf. Ein Kind in einem roten, dünnen Kleid. Ein hübsches Mädchen, asiatischer Herkunft, wie Vince auf den ersten Blick sah. Vielleicht elf oder zwölf Jahre alt. Aber er stellte fest, dass das Kind nicht besonders glücklich aussah. Das lange, schwarze Haar war gepflegt, die Augen tiefgründig. Doch der schmale Mund wirkte traurig. Es sah aus, als fühlte sie sich einsam. Einsam und verlassen. Vince schaute auf.

„Tochter?“

Michael schüttelte den Kopf. „Freundin“, sagte er kurz und knapp.

„Hm ...“ Vince reichte ihm das Foto wieder.

„Und sie ist hier? Noch am Leben?“

„Da bin ich mir sicher ... das fühle ich.“ Michael steckte das Foto zusammengefaltet wieder zurück in seine Jackentasche.

„Sie sieht aber nicht sehr glücklich aus“, bemerkte Vince nachträglich.

„Das war sie auch nicht.“ Vince wusste nicht, was er darauf erwidern sollte, und schaute zu Susan hinunter, die zu ihrem und seinem Glück noch immer tief und fest an seiner Brust schlief.

Michael hatte das Mädchen nicht vergessen können. In der Zeit, in der sie ihn eingesperrt hatten. Der Augenblick der Flucht. Und die Jahre, in denen er versucht hatte zu vergessen. Das kleine Mädchen Sayumi hatte ihn gefangen. Sie war in seinem Kopf. Und er konnte es nicht einfach so stehen lassen, dass er sie nicht hatte retten können.

„Ich ... ich habe sie damals verloren ... ich konnte sie nicht retten.“ Michael rieb sich mit der Hand über das erschöpft wirkende Gesicht, während er eine kurze Pause einlegte und tief Luft holte. Er war den Tränen nahe. Das konnte Vince sehen und auch die anderen, die sich mit ihnen im Keller befanden. Doch wie schon zuvor, als Vince die Geschichte über den Verlust seiner Frau erzählt hatte, sagten sie nichts. Sie schwiegen und nahmen Anteil an den traurigen Schicksalen, ohne etwas zu sagen.

„Woher ... woher weißt du, dass sie noch lebt?“ Vince beschloss die Höflichkeit und das *Sie* nun fallen zu lassen, da er merkte, dass sie alle ein ähnliches Schicksal teilten, das sie an diese Stadt kettete.

„Ich weiß es einfach ... Ich fühle ihren Herzschlag ... Ich weiß nicht, woher oder warum, aber ich weiß, dass sie noch lebt, und ich werde sie finden.“

„Kann ich das Foto noch einmal sehen?“ Michael erkannte, dass Vince sich plötzlich an etwas zu erinnern glaubte. Wieder holte er das zusammengefaltete Foto aus der Tasche, klappte es

auf und reichte es Vince. Dieser betrachtete es lange und schweigsam.

„Von wann ist das Foto?“

„Das ist bestimmt sechs Jahre her.“

„Hm.“

„Weißt du irgendwas?“

„Ich bin mir nicht sicher, aber ...“ Michaels Verstand füllte sich mit Hoffnung. *Gab es wirklich jemanden, der einen Hinweis auf Sayumis Verbleib hatte? Gab es jemanden, der ihn auf die richtige Fährte bringen konnte?*

„Weißt du was?“, wiederholte er hastig seine Frage.

„Ich denke schon ...“, antwortete Vince. „Es ist ein paar Tage her, aber ...“

„Was? Ich muss es wissen.“ Michael drängte ihn auf fast schon peinliche Weise. Vince betrachtete das Foto noch einen Augenblick länger, um seine Erinnerungen wieder zu sammeln. *War es das Mädchen? Das Mädchen, das er mit dem Mann in Schwarz gesehen hatte?*

„Ich denke, ich weiß, wo sie ist“, sagte Vince.

Umnebelt

Wo bin ich hier? Was ist mit mir passiert? Ich erinnere mich nur noch an die Schmerzen, die ich hatte. Schmerzen überall in meinem Körper. Ich bekam keine Luft mehr. Ich dachte, ich würde sterben. Ich dachte, ich würde in den Abwässern meine letzten Gedanken fassen können und dann kam die Dunkelheit. Was war dann passiert? Warum bin ich hier? Wo bin ich? Und wer hat mich hierher gebracht? Ich scheine auf einem Bett zu liegen. Ich würde gern sagen, es fühlt sich gut an, doch fühle ich nichts. Meine Empfindungen sind tot, eingegangen wie eine Pflanze im Frost der tiefen und kalten Nacht. Helles Licht strahlt über mir von der Decke herab. Die Wände sind kahl und scheinen aus Blech oder Ähnlichem zu bestehen. Meine Augen sind geöffnet, mein Verstand scheint klar, doch mein Körper ist nicht mehr mein. Ich bin unfähig, mich zu bewegen.

Ein leises Gefühl der Panik versucht mich zu umringen. Was ist das? Ich höre Schritte. Blecherne Schritte wie schwere Stiefel auf einer Treppe aus Metall. Sie kommen näher, klingen leicht gedämpft durch die Tür, die ich zu meiner Rechten vermute. Es schmerzt, wenn ich versuche, über meine Grenzen hinauszublicken. Die Schritte verstummen. Eine Tür öffnet

sich. Zumindest spüre ich einen leichten Hauch von Wind auf meiner Netzhaut. Es trocknet mir die Augen und ich muss sie zusammenpressen. Mehr bleibt mir auch nicht. Die Tür schließt sich wieder. Ich halte meine Augen noch ein wenig schützend geschlossen. Schützend vor der trockenen Luft, die mich umgibt. Und weil ich nicht möchte, dass jemand merkt, dass ich wach bin.

„Bist du wach?“ Als hätte ich auf diese Frage gewartet, erklingt sie mit einer tiefen und freundlichen Männerstimme. Soll ich meine Augen öffnen? Soll ich weiter die Schlafende mimen? Vielleicht kann ich Antworten bekommen. Doch welche Antworten? Und was, wenn ich keine Fragen stellen kann?

Die Person, der Mann mit der freundlichen Stimme, scheint sich mir zu nähern. Krampfhaft presse ich meine Augen zusammen. Meine Lider zittern. Nicht dass ich es spüren würde, aber ich sehe das Aufblitzen des Lichtes, das auf meine Pupillen trifft. Ich kann nicht mehr, ich kann nicht. Ich reiße meine Augen auf und atme tief und schwer.

„Du bist wach?“, fragt die Stimme des Mannes. Ich würde gerne die Zeit einige wenige Sekunden zurückdrehen und einen neuen Versuch wagen, den Schlaf vorzutäuschen. Zugleich

möchte ich meinen Zustand, den er erkannt hat, aber auch bestätigen. Ich möchte ‚Ja‘ sagen oder ihm zumindest zunicken. Doch mehr als ein heiseres Ausatmen bringe ich nicht hervor. Es hat mir die Stimme geraubt.

„Nein, nicht ... ruh dich aus ... überanstreng dich nicht“, bittet der Unbekannte mit einer nun besorgt klingenden Stimme. „Du bist beinahe draufgegangen ... weißt du das?“, fragt er mich. Und wie ich das weiß. Ich habe es gefühlt. Den Moment, in dem ich zu sterben drohte. Ein Gefühl, das ich niemals wieder vergessen werde. Die Angst, den Schmerz, den Kontrollverlust und die Gleichgültigkeit, die das Allerschlimmste war – dieses Empfinden, das einem alles egal ist. Egal, während der Körper einfach abschaltet.

„Das war ganz schön knapp ... Du hast einen toxischen Schock erlitten. Aber die Medikamente ...“

Welche Medikamente?

„... scheinen zu wirken. Dein Körper erholt sich langsam.“

Was für Medikamente? Was haben sie mir da gegeben? Ich muss mich beruhigen. Ich spüre, wie die Aufregung nichts weiter tut, als meinen Körper zu schwächen. Sie raubt mir die Kraft und ich fühle, wie die Müdigkeit wieder aufkommt.

Schlafen, ich will nun einfach schlafen. Aber was werden sie tun? Was wird der Mann tun, während ich schlafe? Ich ... ich muss Sayumi finden. Ich muss wissen, wo sie ist. Ich muss doch wissen, wie ...

Bret schloss die Tür hinter sich, als er das kleine Zimmer in der oberen Etage verließ. William erwartete ihn bereits. Er stand am Treppengeländer mit gesenktem Kopf und blickte erst auf, als Bret die Tür hinter sich vollständig verschlossen hatte.

„Wie geht es ihr?“, fragte er mit ruhiger Stimme.

„Ich glaube, langsam wird es.“ Natürlich wusste er das nicht mit Gewissheit, immerhin war er kein Mediziner, aber ihr Äußeres machte Fortschritte.

„Du, Bret ...“, fuhr William direkt fort, „... ich glaube ... ich glaube, Stephen will sie loswerden.“ Brets Blick nahm einen schockierten Ausdruck an.

„Was! Warum das?“ William senkte wieder seinen Kopf.

„Ich darf nicht darüber sprechen ... eigentlich. Aber ich weiß, was sie dir bedeutet. Ich weiß doch, was passiert ist ... was du durchgemacht hast.“

„William, warum?“, fragte Bret.

Zeichen

Ein seltsames Treffen. Eine Begegnung, die Sayumi wieder davon überzeugt hatte, dass mit Allegra etwas nicht stimmte. Wie sie ihre Hände gehalten und nach oben geblickt hatte, während sie ihre bittenden und beinahe schon beschwörenden Worte in den Raum warf.

Sayumi wollte sich aus dem Griff ihres Gegenübers lösen, doch drehte diese ihre Hände um, sodass Sayumis Handflächen nach oben zeigten. Es war ihr vorher nicht aufgefallen, doch ihre Handflächen wiesen dunkle Rötungen auf. Allegra sprach von den Zeichen des Gekreuzigten. Von Stigmata. Sayumi hatte keine Ahnung, worauf sie hinauswollte, außer das Allegra wohl dachte, Sayumi wäre so etwas wie ein weiblicher Jesus. Sie hatte aber keine Lust, ein weiblicher Jesus zu sein. Eine Vorstellung, die eigentlich belustigend für sie hätte sein müssen. Doch unter diesen Umständen war das alles andere als witzig.

Sayumi saß wieder auf dem Bett in ihrem Zimmer. Ihren Teddy Michael hatte sie mitnehmen dürfen. Sie setzte ihn auf das

Kopfkissen und blickte ihn an. Den braunen Bären, den sie so lange vermisst hatte. Seit sie aus ihrem Krankenhaustraum aufgewacht war, hatte sie ihn irgendwie vergessen. Es tat ihr natürlich leid. Aber die Umstände waren besondere. Alles war besonders.

Sayumi schaute auf ihre geöffneten Handflächen. Die Rötungen waren nur noch schwach zu erkennen, doch auf beiden Handflächen zogen sich quer von einer Seite zur anderen dunkle, rote Linien. *Woher kamen sie?*

Wenn sie genauer hinsah, erinnerte es sie an leichte Verbrennungen. *Doch von was?* Sayumi schloss die Augen, um ihre Erinnerung wachzurütteln. Um sich selbst wieder in der Zeit zurückzuwerfen in die Phase vor ihrem letzten Erwachen. Vor dem Traum, in dem sie erwacht war. Erwacht im Krankenhaus vor den Augen ihrer Eltern. Im weißen und sterilen Licht des Zimmers. Noch weiter zurück. Weiter ...

Es ist Nacht. Es ist dunkel. Mein Körper schmerzt. Benommen öffne ich meine Augen und zerre mich aus dem mir Schwindel bereitenden Traum. Wo bin ich? Eine Stimme ertönt: „Sayumi ... Hilfe ...“ Luma!

Wie von innen gesprengt reiße ich meine Augen auf. Ich starre am Boden liegend in die auflodernden Flammen vor mir, die den umgekippten Geländewagen zu verschlingen drohen.

„Luma!“, schreie ich und springe auf, als ich sehe, dass meine beste Freundin unter dem Auto eingeklemmt ist. Wie ist das passiert? Oh Gott! Ich muss sie retten. Ich muss ihr helfen. Ich muss verhindern, dass ... Ich mag gar nicht daran denken, was passieren kann. Aua ... Schmerzen ... Es brennt. Die stählernen Überrollbügel des Autos sind so heiß. Ich kann es nicht bewegen. Es tut weh. Meine Hände. Aua ... Nein ... so geht es nicht ...

Sayumi startete auf ihre Handflächen und das brennende Empfinden, das gekommen war, als sie das Auto mit eigener Kraft zu bewegen versucht hatte, kehrte in ihren Kopf zurück. Damals hatte es nicht so sehr geschmerzt. Dank des Adrenalinschubs, dank des Schocks und der Aufregung und der Angst um ihre Freundin, die sie verspürt hatte. Doch nun, nun wo sie sich so bildhaft daran erinnerte, da fühlte es sich an, als würde sie jetzt gerade auf eine Herdplatte fassen. Die roten Stellen auf ihren Handflächen schienen größer und dunkler zu werden. Als würden sie sich ausbreiten über ihre kleinen,

blassen Hände. Der Schmerz, dieser stechende Schmerz, das Brennen.

Es soll aufhören, wünschte sich Sayumi unter Tränen. Angestrengt rieb sie sich die Hände, um den Schmerz zu kontrollieren. Es wurde immer schlimmer. „Kaltes Wasser“, wimmerte sie. Hastig sprang sie auf. Schlug mit dem Ellenbogen auf die Türklinke und öffnete die Tür in aufsteigender Panik. Sie rannte auf die gegenüberliegende Seite. Zu der Tür, hinter der sich die Dusche befand. *Verschlissen. Der Schlüssel ...*

Sayumi drehte sich wieder um zu ihrem Zimmer. Die Tür war plötzlich verschlossen. „Was ... Aua! ... Hilfe ...“ Die Haut auf ihren Händen schlug Blasen. Mit schwarzen Rauchschwaden umnebelt begann sich die Haut vom Fleisch zu fressen. Der Geruch, der beißende Gestank von verschmortem Fleisch und Knochen und Blut raubte Sayumi den Verstand. Sie wankte mit dem Rücken gegen die Tür zum Bad und brach vor Schmerzen schreiend zusammen. Auf dem Boden hockend betrachtete sie, wie das Feuer ihr Fleisch und ihre Knochen freigab, und wünschte sich nur eines: das Bewusstsein zu verlieren.

Silencia

Der Mond stand hoch am Himmel. Die Sterne glänzten und Sergeant Daniels hatte sich eine kleine Gasse gesucht, in der er sich ausruhte *Scheiß Hungergefühl*. Und der Durst machte es auch nicht besser. Seine Feldflasche war bereits leer. Der Hund, dieses namenlose schwarze Tier, hatte sich neben ihn gelegt und genoss die Stille mit tiefer und ruhiger Atmung. Den halben Tag lang war Daniels nun ziellos dem Hund durch die Geisterstadt gefolgt und keiner Menschenseele begegnet. *Wo wollte er hin?* Der Hund schien ein Ziel zu haben, doch Daniels? Daniels hatte es nicht.

Vereinzelt hatte er Halt gemacht und nach einem Telefon gesucht. Einem Handy, einer Telefonzelle, einem Funkgerät oder einem noch funktionierenden Hausanschluss. Doch alles Fehlanzeige. Die Leitungen waren tot oder die Akkus und Geräte zu unsinnigen Klumpen aus Kunststoff verschmolzen. Er könnte sich einen Weg aus der Stadt heraus suchen. Er könnte einfach die Stadt verlassen, irgendwo musste es doch aufhören und irgendwann musste doch noch Hilfe von außen kommen. Der Kontaktabbruch zur Destiny war eine Sache. Aber warum kam niemand über den Landweg?

Sicher, Fairport war eine große Stadt. Und es würde einige Zeit dauern, bis Hilfskräfte die unwegsamen Gelände bis ins Zentrum hinter sich gebracht hatten. Aber es waren nun schon einige Tage vergangen. Es war ... ja, es war, wie er zuvor bereits gedacht hatte: Er war in einer isolierten Welt inmitten seiner Heimat. *Was ging da vor?*

Eigentlich musste er das herausfinden. Doch der Hund, für den es nun langsam einmal Zeit wurde, dass er einen Namen bekam, hatte wohl etwas anderes vor. Über Stock und Stein, über Stahlträger und Leichen hinweg suchte er gezielt seinen Weg immer der Nase nach. Und Daniels? Er hatte das Gefühl, an akutem Schwachsinn zu leiden und ihm darum einfach unsinnig zu folgen. Verdammt, das war ein Hund. Akuter Schwachsinn, das musste es sein, und er musste aufpassen, dass er nicht chronisch wurde.

Daniels stand auf und der namenlose Begleiter hob seine lange Schnauze für einen Augenblick, um zu schauen, was er tat. Daniels hatte nicht vor, alleine weiterzuziehen, und das spürte der Hund. Also legte er sich wieder genüsslich zur Ruhe. Ein paar Schritte machte Daniels aus der schmalen Gasse heraus in Richtung dessen, was einmal eine breite Straße gewesen war. Er konnte die Überreste eines Bordells erkennen. Halb

verbrannte Plakate und Reklametafeln, die am Boden lagen. Der Mond schien hell. Unglaublich hell. Und keine Wolke bedeckte das zusätzliche Licht der Sterne.

Daniels schritt auf die Straße, die von Asche und Trümmern übersät war. Er sah sich um, ohne Hoffnung, irgendetwas Interessantes zu entdecken. Er wollte sich von seinem Hunger ablenken. Irgendetwas fokussieren, was seine Aufmerksamkeit solange gefangen halten würde, bis er zu müde für Appetit wäre. Er würde sich neben den Hund legen, noch ein wenig in den Himmel starren und dann hoffen, dass er im Schlaf die Nacht überstehen würde.

Moment! Was ist das? Daniels machte interessiert ein paar Schritte die Straße hinunter. *Woher kam das Licht?* Ein blauer Schimmer lag auf der Straße, einige Hundert Meter entfernt auf der gegenüberliegenden Seite. *Licht? Strom? Vielleicht Überlebende?* Daniels beschleunigte seine Schritte, wechselte die Straßenseite und eilte immer näher an den Schein heran, der sein Interesse geweckt hatte. Es war tatsächlich Licht. Blaues Licht, das durch eine geöffnete Tür auf die Straße strahlte. *Was zur Hölle?*

Neben der Tür stand ein Mann, einer in einem schwarzen Anzug. Ein kräftiger Mann, dessen Haut vom Licht kränklich

kalt gefärbt worden war. Daniels legte noch einen Zahn zu. *Wie kann man nur jetzt ...?* Er schüttelte die Fragen ab und kontrollierte seine Pistole, die er am Gurt unter seiner Jacke trug. Man wusste ja nie, welch Wahnsinn man jetzt noch antreffen würde.

Als der Sergeant sich dem Mann näherte, der mit vor dem Bauch gefalteten Händen wie ein Türsteher regungslos dastand, reagierte dieser nicht. Er verfolgte Daniels mit den Augen, die das blaue Licht der Neonreklame darüber spiegelten.

„Hallo? Entschuldigen Sie ...“, begann Daniels zu sprechen, als er wenige Meter vor dem Mann in Schwarz stehen blieb. „Man ... bin ich froh, noch jemand Lebenden zu finden ...“, fuhr er fort. Der Mann sah ihn mit demselben gleichgültigen Blick an, den er die ganze Zeit über gehabt hatte, als Daniels auf ihn zugegangen war.

„Willkommen im Silencia“, sagte er mit einer monotonen Stimme und deutete mit seinem rechten Arm auf die offene, blau strahlende Tür. Daniels blickte hinauf über die Tür. <SI ENC A> stand dort in flackernden blauen Buchstaben.

Schon mal hier gewesen?

Ein wirklich eigenartiges Gefühl beschlich Daniels, als er vorsichtig Stufe für Stufe hinunterging. Auch die schmale Treppe war in das beengende blaue Licht gehüllt, das von den Leuchtstoffröhren links und rechts an den Wänden ausgestrahlt wurde. Ein Vorhang aus einer Farbe, die er nicht identifizieren konnte, verdeckte am unteren Ende den Durchgang. *Braun? Orange? Rot?* Bei dem intensiven Licht wirkte auch seine Haut krankhaft und tot. Meditative, bis auf die Knochen eindringende Klänge drangen dumpf an sein Ohr. *Was ist das hier?*, fragte er sich abermals und erreichte den Vorhang am unteren Ende.

Daniels drehte sich noch einmal um und blickte den Weg hinauf, den er gekommen war. Die Tür nach draußen war geöffnet. Der blaue, schmale Aufstieg endete in einem schwarzen Rechteck im Nichts der Nacht. Der Mann, der ihn wortkarg hineingebeten hatte, war nicht zu sehen. Er stand wohl noch immer regungslos neben der Tür und starrte in die Dunkelheit hinaus.

Ein Griff nach dem Vorhang bestätigte Daniels Vermutung, dass es sich um einen wirklich schweren und mit Sicherheit auch teuren Stoff handeln musste. Er war so fest, dass der meditative Sound mit einem Mal um das Vielfache lauter

wurde, als sich ihm der Blick in das dahinter befindliche Zimmer eröffnete. Es klingelte in seinen Ohren, weil sie sich an die abrupte Änderung der Lautstärke gewöhnen mussten. Und auch seine Augen begannen zu tränen durch das nun noch intensivere, allgegenwärtige Licht, das ihn umgab.

Ein Schritt unter dem Vorhang hindurch in den Raum hinein eröffnete Daniels einen Ausblick, der in Anbetracht der Situation surreal erscheinen wollte. Ohne Daniels zu beachten, saßen unnatürlich friedlich gesonnene Menschen an kleinen runden Tischen im Raum verteilt. Die Bar, oder was es sonst sein sollte, war nicht besonders gut gefüllt, aber das war angesichts der Lage ja auch kein größeres Wunder. Dennoch faszinierte Daniels die Ruhe, die hier herrschte. Ein weiteres Mal blickte er sich um und sah, wie der Vorhang nun regungslos in groben Falten seinen Blick zurück blockierte.

Daniels machte einige wenige Schritte weiter voran und allmählich gewöhnten sich seine Sinne an das, was ihn umgab. Er schaute sich aufmerksam um. Eine Bühne befand sich zur Linken an einer Wand des Raumes. Eine Bühne mit einem großen Vorhang dahinter. Ein Vorhang, der die gesamte Wand bedeckte, oder was sich auch immer dahinter befinden sollte. Auf der Bühne lag etwas an der vorderen Kante. Während er

die Augen ein wenig zusammenkniff, um bei den schlechten Lichtverhältnissen besser sehen zu können, erkannte er, dass es sich wohl um ein Mikrofon handelte. Ein Mikrofon mit einem roten Kabel daran, das hinten bis unter den Vorhang führte.

Sein Blick richtete sich wieder auf die Menschen, die stillschweigend an den Tischen saßen. Er kannte sie nicht – *woher auch?* – und sie alle schienen für ihn unwichtig zu sein. Dann wurde seine Aufmerksamkeit von zwei Personen gefangen, die sich inmitten des Raumes an einem kleinen Tisch gegenüber saßen und je ein großes Glas vor sich stehen hatten. Zwei junge Mädchen. Sie sagten nichts. Sie blickten sich einfach nur an.

Daniels machte ein paar kleine Schritte nach links und sah im Augenwinkel, wie der Barkeeper hinter dem breiten Tresen ihm kurz seine Aufmerksamkeit zuwandte, bevor er sich wieder seinen eigenen Angelegenheiten widmete.

Zwei Mädchen, die aussahen, als seien sie asiatischer Abstammung. Beide in etwa gleich alt. Sie wirkten erschöpft von dem, was ihnen die Tage brachten. Doch hatten sie einen ruhigen und entspannten Ausdruck im Gesicht. Eines der beiden hatte lange, schwarze Haare. Also wirklich lang. Die andere – die kleinere von beiden – hatte schulterlange Haare.

Daniels hatte schon viele Menschen in seinem Leben gesehen und konnte sie gut ihren Nationalitäten zuordnen. Während er weiter in gebührendem Abstand um den Tisch herum schritt, stellte er für sich fest, dass das Mädchen mit den schulterlangen Haaren wohl chinesischer Herkunft sein musste. Das andere Mädchen, mit den wirklich sehr langen Haaren, die ihr ein wenig ins Gesicht hingen, musste Japanerin sein. Vielleicht fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Sie wirkten beide noch sehr jung.

Für den Bruchteil einer Sekunde blickte das japanische Mädchen auf, ohne die Miene zu verziehen. Daniels Blick traf sich mit dem ihren und ein Blitz durchfuhr ihn.

Explosion. Aufgewirbelter Staub, zersplitternde Scheiben und danach die Stille.

Daniels wusste, wen er dort sitzen sah. Das Mädchen, das eigentlich in endlos kleine Fetzen hätte zerrissen werden müssen. Das Mädchen, das inmitten des Nebels aufgetaucht war, bevor seine Einheit abgeschlachtet wurde. *Warum war sie hier? Was war das hier?*, fragte er sich immer wieder und schüttelte sich dann, um die Gedanken ein wenig klarer zu bekommen.

Er begab sich an den Tresen und wartete, bis der Barkeeper ihm seine Aufmerksamkeit schenkte. Er hätte ihn fragen können, was das hier für ein Laden war, er hätte ihn fragen können, ob sie Flüchtlinge waren, ob sie sich versteckten oder was der Grund für diesen seltsam anmutenden Ort war. Aber er tat es nicht. Er bestellte ein Wasser, das sich gut in seiner Kehle anfühlte. Er sagte nichts. Er musste nicht einmal bezahlen.

Was ist das hier? Immer wieder stellte er sich diese Frage und dann drehte er sich wieder zu dem Tisch mit den beiden Mädchen herum. Erschrocken musste er erkennen, dass eine von den beiden, die Japanerin, nicht mehr am Tisch saß. *Wie hatte sie so schnell, so heimlich verschwinden können?* Dann sah er sie am Boden hocken. Am Boden vor der Bühne mit dem darauf liegenden Mikrofon. Sie schien nach etwas zu suchen. Sie tastete den Teppich ab, auf dem sie kniete, und Daniels konnte den Blick nicht abwenden, als er sah, wie sich der dünne Rock der Schuluniform über ihren Hintern legte und ihre schlanken Beine darunter freigab. Das ihm unbekannte Mädchen wurde von ihrem Gegenüber am Tisch beobachtet. Aber sonst schenkte ihr niemand Beachtung. Bis sie mit einem Mal nach dem Mikrofon auf der Bühne griff.

Wer bin ich?

Mit aufgerissenen Augen betrachtete Daniels, was dort auf der anderen Seite des Raumes vor sich ging. Das Mädchen, das sich das Mikrofon gegriffen hatte, erhob sich vorsichtig und stützte sich mit der freien Hand an der Kante der Bühne ab. Sie setzte ein Knie hinauf und begann dann, ihren zierlichen Körper vollständig hochzuziehen. Das andere Mädchen, das Daniels für eine Chinesin hielt, saß weiterhin regungslos am Tisch und betrachtete das Vorgehen auf der Bühne. Mit dunklen Haarsträhnen im Gesicht, mit herunterhängenden Armen stand sie da.

Daniels erschrak, als dort auf einmal statt des älteren ein kleines Mädchen mit einer Pistole in der Hand stand. Es atmete langsam und tief und sah herab auf die eigenen nackten Füße. Herab an dem roten, schmutzigen Kleid, das es trug. Die Haut war blass und Sergeant Daniels machte unbewusst einen so großen Schritt zurück, dass er rücklings gegen die Bar hinter sich stieß. Geschockt sah er sich um und erkannte, dass auch der Barkeeper den Blick von seiner eigentlichen Arbeit abgewandt hatte und auf die Bühne vor ihnen starrte.

Das vielleicht sechzehnjährige Mädchen war zurück. Mit erhobenem Kopf stand sie vor ihm auf der Anhöhe der Bühne.

Das Mikrofon in der Hand, die auf ihre Brust gelehnt war. Ihr Atem ging schnell und nervös zitternd. Langsam hob sie die Hand und somit das Mikrofon näher an ihre Lippen heran.

Daniels fiel nun auf, dass die Musik vollständig verstummt war. Sie war dem gewichen, was nun aus den nicht sichtbaren Lautsprechern überall um ihn herum im Raum erklang: zittriger Atem. Ein sanftes Seufzen aus tiefstem Herzen. Als wenn Nervosität und Lampenfieber das Mädchen vom Sprechen abhalten würden. Jeder in dem blaugetränkten Raum blickte schweigend auf die Bühne. Schieg und wartete auf das, was die unbekannte junge Schönheit ihnen wohl zu sagen hatte.

Ein Blinzeln hatte gereicht und das Mädchen war wieder dem Kind gewichen. Dem Kind mit der Waffe in der rechten Hand. Es blickte weiter herab. Es war ruhig. Ein abstraktes Bild: Das verzerrte Äußere strahlte eine von innen heraus blühende Ruhe aus. Das Kind lächelte, musste Daniels mit Entsetzen feststellen. Er hatte viel gesehen in seinem Leben bei den Marines. Er hatte viel Entsetzliches und Grausames erleben müssen, doch dieses verzerrte Bild eines zufrieden lächelnden Kindes mit einem Werkzeug des Todes in der Hand ließ seinen Glauben abermals in seinen Grundfesten erschüttern.

Das Mädchen leckte sich langsam und bedächtig über die Lippen, ohne dabei aufzusehen. Wie ein zufriedener, hungriger Wolf, der seine Beute erlegt hatte und sich nun auf das Festmahl stürzen wollte, stand sie da mit der für ihre Verhältnisse riesigen Pistole in der Hand.

Es war wieder ein Schock für Daniels, als die beiden Personen den Platz tauschten. Das nervöse Mädchen mit dem Mikrofon war wieder da. Ihre Augen schimmerten und eine Träne lief ihr über die rechte Wange herab. „Ich ...“, begannen ihre zitternden Lippen zu sprechen und die Wärme und Verletzlichkeit in ihrer Stimme erschranken Daniels aufs Neue.

„Ich ... ich bin glücklich ...“, fuhr das Mädchen fort. Daniels schaute sich um, doch niemand reagierte so nervös auf ihre Worte wie er selbst. Niemand ließ sich etwas anmerken. Alle saßen nur da wie Puppen, die jemand um die Tische herum verteilt hatte.

„Ich habe verloren – durch meine eigene Hand –, was ich liebte ... Ich ... ich vergaß nie, was mir wichtig war ... Ich ließ los ... weil es sein musste ...“ Mitten in ihren Worten wechselte sie für einen winzigen Augenblick den Platz mit dem lächelnden Kind. Es wirkte wie eine Störung in einem

Fernseher, ein flackerndes Bild durch schlechten Empfang, wenn sich zwei Sender in der Frequenz überschneiden.

„Ich ... ich habe gesucht ... habe nach Trost gesucht und nach dem, was die Wirklichkeit erklären könnte ...“ Daniels Augen tränten durch den flackernden Anblick einige Meter vor ihm. „Aufzwingen will man mir das Wissen über die Welt. Über das, was um mich herum geschieht. Nur warum?“ Wieder Flackern und Rauschen vor Daniels Augen. Das kleine Mädchen, so konnte er nun zumindest schemenhaft wahrnehmen, hatte den Kopf ein wenig erhoben und ihr Lächeln, ihr freundliches Lächeln, erschien unter diesen leeren Augen noch viel schizophrener.

„Ich weiß, dass alles ein Ende nehmen wird. Ich weiß ... welches Ende es nehmen wird, denn die Geschichte, die sich um mich herum ... ergibt ... ist nichts weiter als eine Konsequenz meiner eigenen Regeln ...“ Daniels war verwirrt. Verwirrt über das Wechselbild der Gestalten. Verwirrt von den ohne Sinn im Raum stehenden Worten.

Das Mädchen mit der Pistole in der Hand erhob ebendiese. Sie lächelte zufrieden und richtete die Waffe in den Raum hinein. Aus Reflex griff Daniels selbst nach seiner im Gurt

befindlichen Waffe. Sie war weg. Panisch tastete er sich ab.
Verflucht, wo ...

„Ich weiß, dass ihr mich versteht. Ich weiß, dass ihr mich verstehen werdet. ... Vier war die Zahl ... Vier ist die Zahl ... Vier plus eins ...“ *Noch weniger Sinn*, dachte Daniels. *Und wo zum Teufel war seine Waffe?* Das kleine Mädchen richtete die Pistole auf ihn und alle im Saal folgten dem Lauf mit ihren Blicken. Sie starrten Daniels an. Das Mädchen am Tisch starrte Daniels an, der Barkeeper starrte Daniels an und das Mädchen mit dem Mikrofon auf der Bühne senkte ebenjenes wieder vor ihre Brust. Nervös und hilflos stand sie wieder da. Anders als das kleine Mädchen, das im Wechsel mit ihr die Waffe auf Daniels richtete, der sich nicht bewegen konnte. Er wollte, aber er konnte nicht. Einzig sein Kopf war in der Lage, sich zu drehen.

Was für eine Scheißidee, hierher zu kommen. Die sind doch alle verrückt. Ein lauter Donner hallte durch den Raum. Daniels zuckte zusammen und öffnete die Augen. Das Mädchen mit dem Mikrofon in der Hand brach blutüberströmt vor ihm auf der Bühne zusammen.

Träume und Befehle

Große Augen, große, in der Dämmerung des Morgens glühend grüne Augen starrten ihn an. Geweitete Pupillen und ein neugieriger Blick herab. Sergeant Daniels spürte einen Druck auf der Brust, als er mühsam seine Augen öffnete. Dämonisches Flackern direkt vor ihm. Ein fauchendes, aufgerissenes Maul mit kleinen, aber spitzen Zähnen.

Erschrocken holte Daniels mit der Hand aus und schlug nach der grauen Katze, die sich auf seiner Brust niedergelassen, während er geschlafen und geträumt hatte. Ein Aufheulen, ein wütendes Fauchen, und das kleine Wesen mit dem zerzausten Fell suchte außerhalb seiner Blicke das Weite.

Mit hämmerndem Herzschlag setzte er sich auf, sammelte seine Kräfte und kämpfte mit seinem Kreislauf. Seine Schusswunde schmerzte pulsierend, aber ein kontrollierender Blick sagte ihm, dass sie bereits am Verheilen war. Er war sicherlich nicht der erste Mensch, der eine Kugel unter seiner Haut einwachsen ließ. Wenn er das alles überstand, wenn es einmal vorbei war, dann würde er eine bleibende Erinnerung mit sich tragen. Ein Zeichen, das ihn immer daran erinnerte, welchem Wahnsinn er sich hingeeben hatte. Wobei er nicht glaubte, jemals vergessen zu können. Keine Demenz der Welt,

keine Zeit der Welt würde diesen Irrsinn in die Dunkelheit des Vergessen treiben.

Daniels sah sich ruhig um, nachdem die tapsenden Schritte der Katze nun verklungen waren. Die Sonne ging allmählich auf. Es war kalt und seine Haut fühlte sich klamm an unter seiner wärmenden Kleidung. *Wie hatte er bei den Temperaturen nur durchschlafen können?* Er war allein. *Wo war der Hund geblieben?* Der Hund, dem er gefolgt war? Der Hund, der ihn in diese Gasse geführt und der sich schlafen gelegt hatte. Der weitergeschlafen hatte, als Daniels in der Nacht erwacht war und diesen seltsamen Club aufgesucht hatte. Der Club, der ... *meine Pistole?* Daniels tastete sich ab und stellte fest, dass sie noch immer gesichert an seinem Gürtel befestigt war. Er war nicht aufgewacht, oder? *Was war das für ein seltsamer Traum? Wer war dieses Mädchen? Was war das hier für ein Ort?* Es schien alles so real. Der Klang, das kalt brennende, blaue Licht. Die warme, zittrige Stimme des Mädchens.

Vier plus eins ...“, erinnerte er sich an die letzten Worte des Mädchens, bevor sie vor seinen Augen blutend zusammengebrochen war, nachdem der Schuss eigentlich ihn hätte töten sollen. Daniels fragte sich, ob es diesen Ort, den er im Schlaf besucht hatte, wirklich gab. Dürfte ja nicht so schwer

sein, den zu finden, wenn er im Traum am gleichen Ort wie in der Realität aufgewacht war. Außer der Traum gab ihm ein anderes Bild der Realität.

Er beschloss, seinen Weg auch ohne den schwarzen Hund fortzusetzen. Mühsam stellte er sich auf seine noch wackeligen Beine und zupfte an der auf seiner Haut haftenden Hose. Ein wenig angeekelt verzerrte er das Gesicht, als er feststellte, dass nun erstmal etwas anderes dran sein würde.

„Scheiße, ich muss pissen ...“, sagte er zu sich selbst und sah sich nach einer Ecke um, in der er sich erleichtern konnte. Mit angespannten Gesichtsmuskeln begab er sich in eine noch schattigere Ecke der Gasse, um seiner Notdurft Genüge zu tun.

„Sir ... Sir ... es ist gerade ein neuer Befehl reingekommen“, rief die Stimme hinter Captain Adams, der sich gerade auf den Weg in den Maschinenraum des Schiffes gemacht hatte, um dort nach dem Rechten zu sehen. Was hätte er sonst tun sollen? Ihm waren ja die Hände gebunden. Und irgendwie musste er sich ablenken, also nahm er sich die Zeit und inspizierte sein Schiff so intensiv wie noch nie zuvor.

Adams drehte sich um und sah den Funker durch den engen, von Rohren und Kabeln umgebenen Gang auf sich zu rennen. Verwundert über die Hast, aber auch ein wenig erfreut über einen neuen Befehl legte er den Kopf schief und wartete, bis der Funker des Schiffes salutierend zum Stehen kam.

„Sir, es ist gerade ein Befehl reingekommen.“ Der Funker streckte Adams ein großes Blatt entgegen. „Scheint von allerhöchster Dringlichkeit zu sein.“

„Zeigen Sie mal her.“ Adams griff sich das Papier und studierte es sorgfältig. Es war wirklich von allerhöchster Stelle gekommen und, wie es schien, handschriftlich vom Verteidigungsminister unterzeichnet worden. Das mochte ja soweit noch alles in Ordnung sein, nur der Befehl an sich verwirrte ihn ein wenig.

„Danke, Sie können jetzt wegtreten. Begeben Sie sich wieder auf ihren Posten.“

„Jawohl, Sir!“ Der Funker salutierte respektvoll und drehte sich dann hastig herum, um seinen Weg zurück auf die Brücke anzutreten. Captain Adams runzelte die Stirn, während er das Dokument ein weiteres Mal überflog.

„Was ist hier los?“, flüsterte er und machte sich dann ebenfalls auf den Rückweg zur Brücke. Er rätselte über den Hintergrund der Befehle. Über das, was sie sich wohl dabei gedacht hatten. Er fragte sich, ob sie ihn vielleicht verarschen wollten. Aber immerhin gab es etwas zu tun. Ein Befehl, der zumindest eine Aussicht auf Beschäftigung und vielleicht auch Hoffnung für seine Männer an Land darstellte.

Adams drückte den großen Knopf zum Aufzug, der ihn ans Oberdeck bringen würde. Der Funker hatte ihn gerade verwendet, also musste Adams ein wenig warten, bis der große Lastenfahrstuhl summend zu ihm herunterkam. Mit einem leichten Kratzen öffnete sich die Tür des Aufzugs und Adams dachte darüber nach, sie ölen zu lassen. Der Fahrstuhl verschloss sich hinter ihm und nach einem Druck auf die entsprechende Taste am Bedienfeld begab der Aufzug sich langsam auf den Weg nach oben.

Begeben Sie sich umgehend mit der Destiny auf eine Entfernung von 150 Meilen zur Küste von Fairport. Sorgen Sie dafür, dass die Landebahnen geräumt sind, und erwarten Sie in den nächsten drei Stunden die Ankunft eines B1-37 Bombers zur Zwischenlandung. Ich befehle darüber hinaus, dass Sie und

Ihre Crew absolutes Stillschweigen über diese Angelegenheit bewahren. Weitere Befehle werden nach Ankunft des B1-37 auf Ihrem Schiff und nach Erreichen der Zielposition bei Ihnen eintreffen. Ich wiederhole: Diese Operation genießt absolute Geheimhaltung. Es ist für die Nationale Sicherheit unumgänglich, dass die Befehle sofort und ohne Umschweife ausgeführt werden.

„Ohne Umschweife ... Ich habe Besseres zu tun, als Befehle zu verweigern“, fluchte Adams über diesen Zusatz, als sich das Tor des Fahrstuhls öffnete und er nur noch wenige Treppenstufen von der Brücke entfernt war.

Auf dem Deck des Flugzeugträgers begann das emsige Treiben. Die Landebahnen wurden freigeräumt und die Hubschrauber, die eigentlich zum Start vorgesehen waren, wurden nun endgültig wieder an Deck befestigt. Die Maschinen der Destiny im Unterdeck heulten auf. Kraftvoll setzte sich der Koloss in Bewegung, um sich von der Küste zu entfernen. Die in der Morgensonne glitzernde Gicht am Bug des Schiffes bäumte sich auf und wurde rauschend vom Stahl

verdrängt. Künstlich erzeugte Wellen brachten die ruhige Oberfläche des Wassers zum Beben.

Adams hatte seine Männer vorsichtshalber in Alarmbereitschaft versetzt. Er sah ein weiteres Mal auf seine Uhr.

„Zwei Stunden, hm ...“, sagte er und schaute in den immer heller werdenden Himmel über dem Wasser. Er beobachtete seine Männer an Deck, die wie immer perfekt ihre Aufgaben erledigten. *Er sollte Stillschweigen bewahren? Worüber? Er wusste doch gar nichts. Nur dass er bald noch weiter von den Männern an Land entfernt war.*

„Gehen Sie auf halbe Kraft voraus“, befahl er dem Steuermann. „Wir haben noch etwas Zeit ...“

„Jawohl, Sir. Halbe Kraft voraus.“

Feuer und Wasser

Die brennende Hitze, dieser allgegenwärtige heiße und den Verstand raubende Schmerz. Immer wieder: Warum? Wieder und wieder frage ich nach dem Warum, doch ich finde keine Antworten. Ich finde keine Antworten, weil es vielleicht keine gibt. Keine Antworten zu finden heißt nicht, dass es wirklich

keine Erklärung gibt. Aber vielleicht, vielleicht sind die Antworten so schwerwiegend, so grausam, so missverständlich, dass wir Menschen niemals in der Lage sein werden, sie zu begreifen.

Das Feuer brennt in mir und ich kann es nicht löschen. Das Feuer bedeckt meinen Körper und grenzt die Wirklichkeit von mir ab. Warum ich? Gib es denn wirklich keine tiefere Bedeutung für das alles? Gibt es keine logische Erkenntnis, die mich erlangen könnte? Nicht des Warums oder des Wies wegen. Wie lange zieht sich das schon? Wie lange begleiten mich die Flammen bereits und bringen Tod und Leid allen, die ich liebe oder die mir unglücklicherweise begegnen? Jede Hoffnung bloß ein Tropfen auf dem glühenden Stein, nichts weiter als ein winziger Lichtblick, ein kurzes Aufblitzen, dessen Erlöschen ich wehmütig und voll Sehnsucht betrachten kann. Eine Welt, in der es keine Aussicht auf ein erlösendes Ende gibt. Eine Welt, in der man kämpft, um geschlagen zu werden. Eine Welt, in der man auf der Suche ist, um Fragen zu finden. Kein Gott, keine Hoffnung, keine Liebe, keine Menschen und keine Realität. Die Welt ist nicht das, was sie zu sein scheint. Die Welt ist mehr. Vielleicht haben wir sie dazu gemacht.

Sayumi kniff ihre geschlossenen Augen fest zusammen, als das feuchte, kühle Tuch ihre Stirn berührte. Feine Tropfen glitten über ihre Stirn an ihrem Gesicht herab. Sie lag auf dem Rücken in ihrem Bett. Sie war zusammengebrochen, nachdem sie schreiend mehrfach mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen war. Zwei Brüder hatten das Poltern und die Schreie gehört und waren in den Flur vor Allegras Zimmer geeilt. Sie sahen das junge Mädchen mit verzerrtem Gesicht und vor sich krampfhaft ausgestreckten Fingern auf dem Boden hocken. Immer wieder hämmerte sie mit dem Hinterkopf gegen die Wand hinter sich, so als würde sie versuchen einen unmenschlichen Schmerz zu unterdrücken. Sie schrie vor Schmerzen, als würde sie verbrennen. Sie schrie so laut und so schrill, dass ihre sowieso sehr schwache Stimme immer mehr an Kraft verlor und sie irgendwann nur noch heiser wimmerte.

Die Priester griffen sich Sayumi. Hielten sie fest und versuchten sie mit Worten zu beruhigen. Doch Sayumi versuchte immer weiter zu schreien. Nichts half, das Mädchen dort auf dem Boden zu besänftigen. Die Männer riefen nach Hilfe und zu viert schafften sie es dann, den Körper des Mädchens unter Kontrolle zu bringen. Sie packten sie, zogen sie hoch und brachten sie dann in ihr Zimmer. Das Gesicht des Mädchens war mit Tränen überströmt, als sie von den Männern

an den Armen gehalten ins Zimmer und auf ihr Bett zu stolperte. Allegra blickte von ihrem Zimmer aus vorsichtig um die Ecke und beobachtete alles still. Mitleidig sah sie, wie ihre Hoffnung mit dem Teufel kämpfte. Wie er ihrer Meinung nach versuchte, sie zu verunreinigen. Die Priester hatten sie in das Bett gelegt. Sie deckten das Mädchen zu, trockneten ihr Gesicht mit einem weißen Tuch und legten ihr den braunen Teddybären, der auf dem Kissen gesessen hatte, in den Arm. Daraufhin beruhigte Sayumi sich schnell. Ihre Augen hörten auf zu tränen. Ihr Atem wurde ruhiger und sie begann zu schlafen. Schlafen war wohl wirklich das Beste, was sie tun konnte.

Die Männer ließen sie alleine im Bett zurück. Alleine in ihrem Zimmer. Sie zogen die Tür hinter sich zu, ohne sie zu verschließen. Immer wieder schaute jemand nach ihr, doch sie hatte wohl das Schlimmste überstanden. Sie beteten für Sayumi.

„Ganz ruhig ...“, flüsterte eine tiefe Männerstimme. „Du hast es ja überstanden.“ Die Stimme war zwar flüsternd leise, doch konnte Sayumi den tiefen und zugleich warmen Unterton darin vernehmen. Diese Stimme und das nasse, angenehme und das

Feuer löschende Gefühl auf ihrer Stirn zwangen sie förmlich dazu, die Augen zu öffnen. Zuerst zögerlich kämpfte sie mit den vom Schlaf verklebten Augen. Ihre Lider zuckten und ihre Lippen taten es ihnen gleich.

„Mach die Augen auf, mein Kind ... Du hast nun lange genug geschlafen ...“ Sayumi folgte der Aufforderung und öffnete ihre Augen. Mit sich hastig zusammenziehenden Pupillen starrte sie hinauf in etwas, das ihr beinahe einen weiteren Schreck und vielleicht auch eine weitere Ohnmacht beschert hätte. Jemand saß neben ihr. Ein Mann, dessen war sie sich sicher. Sie sah den kräftigen Mund des Mannes, sah die Bartstoppeln, die diesen umrahmten. Doch was sie nicht sah, waren seine Augen. Seine Nase war nur ein Schatten unter der tief heruntergezogenen Kapuze. Sie sah nur einen nun freundlich lächelnden Mund und einen Schatten darüber. Sayumi versuchte ihre noch immer schwachen Lippen zu bewegen.

„Wer ... wer bist du?“

„Wir nennen hier keine Namen. Namen sind nicht wichtig ...“ Sayumi wollte fragen, warum er die Kapuze so tief heruntergezogen hatte. Sie wollte ihn bitten, sie abzunehmen, weil sie ihr doch ein wenig Angst bereitete. Aber sie war zu

schwach und es war ihr unangenehm. Sie schloss die Augen, um sich zu sammeln. Um ihren Weg in das Wachsein zu ebnen.

„Was ist passiert?“, fragte sie mit weiterhin geschlossenen Augen.

„Ich weiß es nicht. Dir ging es gar nicht gut, darum haben wir dich, als du endlich schlafen konntest, im Bett liegen gelassen und ich habe immer wieder nach dir geguckt.“ Irgendetwas an seiner Stimme und an seiner Aussage verunsicherte Sayumi. Irgendetwas passte hier doch nicht. Er klang so ... so unwissend und seine Sätze wirkten so gekünstelt. Sayumi machte Anstalten aufzustehen, doch der Unbekannte, der neben ihrem Bett auf einem Stuhl saß, brachte sie davon ab und legte seine Hand sanft auf ihre Schulter.

„Nein, du bist noch zu schwach. Ruh dich besser aus. Ich bringe dir was zum Essen ...“ Sayumi ließ sich wieder nach hinten fallen und merkte, dass er wohl recht hatte.

„M... Michael ...“ Der Priester unter der Kapuze zuckte ein wenig und sein Lächeln wirkte nervös, als er sah, dass Sayumi im Liegen versuchte, sich auf ihrem Bett umzusehen. Er folgte ihrem Blick und dann erkannte er, was sie suchte. Er griff nach

dem Teddy, der rechts von ihr an der Wand neben ihren Beinen lag, und reichte ihn Sayumi.

„Suchst du den hier?“ Sayumi musste unweigerlich lächeln.

Was für ein verdrehter Mist, dachte sie, ohne es auszusprechen, und blickte den Unbekannten dankend an.

„Ich werde gleich erstmal gehen müssen. Die anderen warten schon auf mich.“ Seine Stimme war nun etwas lauter und wirkte aufgelockerter. Weniger gekünstelt. *Nicht mehr so gestellt*, und das gab Sayumi ein kleines Gefühl der Beruhigung.

„Sayumi ...“, fuhr er fort „Du musst etwas trinken.“ Er reichte ihr ein Glas Wasser, das er vom Boden neben dem Bett heraufgeholt hatte. „Trink etwas und dann schlaf noch ein bisschen, wir haben etwas Zeit.“

Wie er *Sayumi* gesagt hatte, es kam ihr so vertraut vor. Diese Tonlage, dieses Gefühl, es schon einmal genau so gehört zu haben. Zeit hatte sie ja wirklich zur Genüge. Für ihr Empfinden allerdings ein wenig zu viel Zeit. Sie griff mit einer Hand nach dem Glas und reckte ihren Kopf nach oben.

„Danke“, sagte sie mit schwacher Stimme und nippte gemächlich an dem Glas. Sie schmeckte nichts, aber sie wusste, dass es gut war. Eine kleine Spur aus Wasser rann ihr am Mundwinkel herab und befeuchtete ihren Hals. Sie ließ sich wieder zurückfallen und der Priester nahm das Glas.

Nervöse Ladung

Dünne Wolken streiften am sonst strahlend blauen Himmel entlang. Sie warfen sich langsam bewegende Schatten über die glitzernde Oberfläche des Wassers. Auch über das Flugdeck der Destiny, den Tower und die befestigten Flugzeuge und Hubschrauber trieben die Schatten fortwährend hinweg.

Auf dem Deck machte sich die Mannschaft bereit für die Ankunft des B1-37, der die Destiny als Angelpunkt ihrer Operation nutzen sollte. *Welche Operation?*, fragte sich Captain Adams immer wieder. Man hatte ihn darüber im Dunkeln gelassen. Hatte ihm nur Befehle von allerhöchster Stelle erteilt und ihn vom Hintergrundwissen über alles Weitere getrennt. Aber die Ankunft eines B1-37 Bombers war für ihn mehr als verdächtig. *Was zum Teufel ging dort drüben vor?*

Er blickte durch das große Fenster auf der Brücke in Richtung der nur noch winzig erscheinenden Küste. Bald hatten sie ihr Ziel erreicht und waren 150 Meilen vom Festland entfernt. Auch das war so eine Sache, die ihm mehr als schleierhaft war. Adams begab sich an die Kommunikationskonsole und erkundigte sich nach dem Fortschreiten der Vorbereitungen an Deck.

„Sir, die Arbeiten sind abgeschlossen. Der Vogel kann landen“, teilte die Stimme mit einem lächelnden Unterton mit. Adams fragte sich, ob die Destiny überhaupt darauf ausgelegt war, ein Flugzeug dieser Klasse an Deck aufzunehmen.

Es donnerte zwischen den Wolken, als der kantige Vogel aus Stahl die Wolken beim Hindurchfliegen verzerrte. Der Pilot verringerte allmählich die Flughöhe und konnte nun tief unter sich das Schiff ausmachen, das ihm zur Landung bestimmt war.

„Alpha Broadcast an Destiny, ich habe Sichtkontakt.“ Der Pilot raste seitlich am Schiff vorbei, um in einer Platzrunde weitere Geschwindigkeit und Höhe zu verlieren. Auch für den Piloten war dies ein ungewohntes Manöver. Sein Flugzeug war leicht modifiziert worden, um mit Hilfe eines verstärkten Fanghakens

auf dem Schiff landen zu können. Außerdem wurde es nur gering betankt, um weniger Gewicht mit sich herumtragen zu müssen. Er verringerte weiter die Flughöhe und die Fluggeschwindigkeit, während er sich in einer Linie mit der Landebahn positionierte.

„Hier spricht Captain Adams vom Flugzeugträger Destiny. Willkommen Alpha Broadcast, Sie können runterkommen.“

Adams hatte sich nun lange genug gelangweilt, also übernahm er spontan den Funkkontakt, in der Hoffnung, dabei etwas Neues herausfinden zu können.

„Alpha Broadcast hier, ich habe verstanden. Komme jetzt runter.“

„Willkommen im Wahnsinn ...“, hieß Adams den Piloten willkommen. Auch vom Landedeck aus war das herannahende Flugzeug nun zu erkennen und die Mannschaft entfernte sich von der Landebahn. Zielsicher näherte sich der Vogel aus Stahl. Je näher das Flugzeug auf die Destiny zukam, desto seltsamer wirkte ihr Anblick. Die Schiffsbesatzung war fasziniert von diesem flachen und breiten Nurflügler. Niemand wusste – auch nicht der Captain des Schiffes –, wie ein so breites Flugzeug

auf diesem Schiff landen sollte. Es würde ein verdammt knappes Spiel werden. Außerdem würde es trotz Katapult einige Mühe bereiten, das Biest wieder in die Höhe zu befördern.

Der donnernde Lärm des Flugzeugs ließ die Luft erzittern. Die Mannschaft hielt sich in sicherer Distanz, da alle sahen, mit welcher Spannweite sie es zu tun hatten.

„Was für ne Scheiße?“, war nur einer der Ausdrücke, die sie für das Manöver über hatten.

Konzentriert setzte der Pilot den Bomber herab, befand sich nun nur noch wenige Meter höher als das Deck des Schiffes und raste trotz stark verringerter Fluggeschwindigkeit unfassbar schnell auf den zu klein wirkenden Träger zu. Im letzten Augenblick zog er die Nase der Maschine nach oben, drosselte weiter die Triebwerke und setzte so zentimetergenau mit dem ausgefahrenen Fahrwerk auf dem Stahl des Schiffes auf. Ein Röhren breitete sich aus unter dem Oberdeck und mit einem Ruck setzte sich der Fanghaken in das dritte Halteseil auf dem hinteren Flugdeck. Mit einer an der Kraft des Möglichen grenzenden Gewalt kam der Bomber auf den letzten

Metern des Flugdecks zum Stehen und Captain Adams wusste nun, warum es so wenig Flugzeuge an Deck gab, seit sie den Hafen verlassen hatten.

Ungebetener Gast

Die Triebwerke des Flugzeugs waren verstummt und die Mannschaft der Destiny betrachtete erstaunt den ein wenig überraschend eingetroffenen Besuch. Sie näherten sich dem im Vergleich zu den sonst auf dem Schiff stationierten Jägern gigantisch erscheinenden Flugzeug. Viele von ihnen waren zuvor noch nie so nah an einen Bomber herangekommen und noch weniger waren in den Genuss gekommen, einen B1-37 zu betrachten – eine verkleinerte Variante des B2-Bombers. Das Aussehen war beinahe identisch. Die flache und kantige Form des Tarnkappenbombers ließ ihn wie Besuch aus dem Weltall erscheinen.

Captain Adams hatte sich direkt auf den Weg zum Flugdeck gemacht und trat nun durch die geöffnete Stahltür ins Freie. Kalte, salzige Luft wehte ihm durchs Gesicht und seine Augen mussten sich ein wenig an die neue Luftfeuchtigkeit gewöhnen. *Von hier unten, dachte Adams, wirkt das Flugzeug noch viel*

größer. Und er blieb einen Moment stehen, um den faszinierenden Anblick dieses Meisterwerks modernster Technik zu begutachten.

Der Pilot des Flugzeugs kam mit großen Schritten auf ihn zu. Er hatte seinen Helm unter den rechten Arm geklemmt und öffnete mit der anderen Hand die großen, horizontalen Schnappverschlüsse seines Anzugs.

Adams hatte nicht gewusst, wen sie ihm schicken würden, doch als er den jungen Spund sah, der dort mit erhobenem Haupt auf ihn zukam, hätte ihm schlecht werden können. Sicher einer direkt von der Akademie, jemand der alles ganz genau richtig machen wollte und wie eine Maschine jedem Befehl gehorsam und ohne darüber nachzudenken Folge leisten würde.

Zwei Meter voneinander entfernt blieben die beiden Männer stehen. Der namenlose Pilot klemmte seinen Helm unter den anderen Arm und salutierte in einer lockeren Geste vor Adams. „Sir ... Ted Casey, Captain des 15ten Arch Geschwaders“, stellte er sich vor.

„Captain, hm ...“, kommentierte Adams nachdenklich, nachdem er seinerseits den militärischen Gruß vollzogen hatte.

„Willkommen auf der Destiny. Ich bin Captain Adams ...
Schönen Vogel haben Sie da, Casey“

„Vielen Dank.“ Casey konnte sich das Grinsen nicht von den Lippen wischen. „Modernstes Gerät, Captain Adams. Belastbar wie ein B2-Bomber, aber flexibel wie eine A-10“ Adams nickte. Er wusste, was der junge Mann damit meinte.

„Interessant. Aber genug davon ... Kommen Sie doch erst mal herein. Sie müssen erschöpft sein.“ Adams drehte sich um und begab sich wieder in das Innere des Schiffes. Ted Casey folgte ihm mit einem noch immer von Stolz geprägten Grinsen. „Vielleicht möchten Sie etwas essen? Ich muss gestehen, ich habe nicht viele Informationen über den Fortlauf der Mission erhalten und ich hoffe, dass Sie mich ein wenig aufklären können“, kam Captain Adams direkt zum Punkt seines Anliegen. Casey blieb hinter ihm stehen und das Grinsen verschwand aus seinem Gesicht. Adams spürte das und drehte sich zu dem Gast herum, der ihn nun stillschweigend ansah.

„Was ist los? Geht es Ihnen nicht gut?“, erkundigte sich Adams.

„Sir ...“, begann Casey ein wenig verunsichert. „Ich ... darf Ihnen leider keine weiteren Informationen zukommen lassen.“

Adams legte den Kopf fragend schief, während sein vorheriger Verdacht mit dem Jungspund und der Maschine bestätigt wurde. „Mein Auftrag hat höchste Geheimhaltungsstufe. Ich soll hier landen und auf den Befehl aus der Zentrale warten. Dann geht es für mich weiter.“

„Verstehe ...“ Adams hatte dies zwar erwartet und versucht, sich innerlich darauf vorzubereiten, doch begann sein Blut nun zu kochen. „Also lässt uns die Zentrale weiter in Unwissenheit und wir dienen einfach nur als Träger für Ihren überraschenden Besuch mit einem Bomber?“ Er kniff die Augen zusammen – was er immer tat, wenn die Wut mit ihm durchzugehen drohte.

„Ich muss Ihnen leider mitteilen, Sir: Ja, so ist es.“ Adams biss sich auf die Lippe.

„Sie haben Durst?“

„Ja, Sir.“ Adams deutete auf einige Putzutensilien, die im Gang zu seiner Linken standen: ein Besen, einige Reinigungsmittel und ein eingedellter Eimer aus Metall.

„Dann greifen Sie sich den Eimer, suchen sich ein Seil und fischen sich was zu trinken aus dem Meer.“ Adams wusste, dass der junge Captain keine Schuld an der Geheimhaltung hatte, er folgte ja nur seinen Befehlen. Aber Adams war so

aufgebracht, dass er das Gesicht des jungen Casey nicht mehr sehen wollte. Er drehte sich wieder um.

„Willkommen auf meinem Schiff. Ich hoffe, Sie sind bald mit Ihrer Last wieder verschwunden.“ Casey starrte dem wütenden Captain des Schiffes mit weit aufgerissenen Augen nach.

Zwei und doch eins

Sayumi erwachte ruckartig aus dem Taumel des Schlafes. Sie war alleine in ihrem kleinen Zimmer, hatte ihren pelzigen Bären im Arm und blickte an die Decke. Die dort am Kabel hängende Glühlampe schaukelte sanft. Die Luft musste sie bewegt haben. *Ein Luftzug? War jemand bei ihr gewesen, während sie geschlafen hatte?* Angestrengt rappelte sie sich auf und biss sich auf die Lippen, um ihrem Körper ein Signal zu geben, das bedeuten sollte: *Hey, ich bin wach. Nun komm langsam mal in Gang.*

Es war nicht einfach für sie, den Körper in eine aufrecht sitzende Position zu bekommen. Mit verwundertem Entsetzen erkannte sie, dass ihre Hände verbunden waren. Ein weißer Verband, durchtränkt mit einem dunkelroten, beinahe schon bräunlichen Farbton. *Blut! Was war passiert?* Sayumi starrte

auf ihre in Verband eingewickelten Handflächen. Ihre Finger waren frei, doch der Verband reichte bis über die Hälfte ihrer Unterarme. Sie versuchte sich zu erinnern, woher die Verletzungen stammten. Aber es kam nicht zurück. Sie wusste nicht, warum ihre Hände geblutet hatten, und konnte sich auch nicht erinnern, dass jemand sie verbunden hatte.

Sie sah auf ihre Hände und zwischen ihnen hindurch auf den Boden. Der steinerne, leicht staubige Fußboden fühlte sich kalt an, als ihre Füße ihn berührten. Schauernd zog sie ihre Beine wieder hoch und setzte sich etwas zurück, um den Boden nicht zu berühren. Dieser schimmerte. Ein stählerner, kalter Glanz in Weiß und Silber. Eine langgezogene Leuchte erstreckte sich zwischen ihren kleinen Füßen am Boden. Sayumi stützte sich mit ihren verbundenen Händen an der Bettkante ab und beugte sich ein wenig hinunter, um genauer sehen zu können.

„Kann denn nicht einer mal das Licht ausmachen?“, fragte Lu May sich selbst, während sie an die kalt ausgeleuchtete Decke über sich starrte. Sie konnte die Augen einfach nicht mehr länger geschlossen halten. Es war ein unglaublich intensiver Kraftaufwand für sie gewesen, sich zum Schlafen zu zwingen. Ihr Körper schmerzte, und wenn ihr nicht so übel wäre und sie

sich nicht so schwach fühlen würde, dann hätte sie ja versuchen können aufzustehen. Doch ihre Kraft reichte nur aus, um den Kopf zu drehen.

Sie wandte sich von der Leuchtstoffröhre an der Decke ab und schaute zu ihrer Rechten auf die geschlossene Tür. Auf die Tür, hinter der sie die Stimmen vernommen hatte. *Hatten sie über sie geredet? Wolten sie sie loswerden? Wer waren sie? Warum wollte dieser ...* – ihr fiel der Name nicht mehr ein – *... nicht, dass sie hier war?* Sie würde gehen. Gerne würde sie das Bett verlassen und von hier verschwinden. Wo auch immer sie nun war. Das konnte sie ja nicht wissen.

Sie drehte ihr Gesicht von der Tür weg und schaute wieder nach oben. Dann spannte sie ihren Körper an. Sammelte unter haltlosem Herzklopfen ihre Kräfte und begann ihren zitternden linken Arm zu heben. Sie zog ihn unter der dünnen Decke hervor und streckte ihn in die Höhe. Gut fühlte es sich an. *Zu gut*, dachte sie, als sie mit ihrer Hand nach der steinernen Zimmerdecke zu greifen versuchte.

Moment? Was ist das?

Die eben noch so schmerzhaft das Licht reflektierende Decke war nun matten Grautönen gewichen. Das Licht hatte sich

verändert. Es wurde nicht mehr reflektiert und nicht mehr aus allen Richtungen auf ihre Netzhaut geworfen. Ein Schatten, ein schwacher, aber dennoch gut sichtbarer Schatten erschien über ihr. Eigentlich müsste sie doch nun Angst haben, dachte sie. Müsste sich erschrecken und panisch die Augen zusammenkneifen. Doch etwas sagte ihr, dass sie sich sicher fühlen durfte. Dass sie keine Angst haben musste. Es wirkte beinahe so, als würde der Schatten sich ihr nähern. Sich so weit zu ihr herab begeben, dass sie ihn mit ihren Fingerspitzen berühren konnte.

Sie streckte ihre Finger aus, um die Distanz zu verkürzen. Doch sie kam nicht heran. Es fehlte nicht viel, doch ihre Arme reichten nicht weit genug. Luma versuchte ihren Körper zu erheben, aber sie schaffte es nicht. Die Kraft, die sie zur Verfügung gehabt hatte, war einzig damit verbraucht worden, ihren Arm auszustrecken. Ihre Finger begannen zu zittern. Dann ihr Ellenbogen, und schließlich musste sie ihre Hand erschöpft wieder nach unten gleiten lassen. Ihr Atem fühlte sich schwer an. Wie eine Last, die auf ihre Brust drückte. Mit zusammengepressten Lippen schloss sie die Augen. Und fühlte sanften Staub auf diese herabrieseln. Sanfter, sich warm anfühlender Staub sammelte sich auf ihren schmalen Lippen.

Sayumi riss ihren Kopf zurück.

Luma! Sie wusste, was sie sah.

Wann? Jetzt?

Wie lange soll ich noch warten? Wann ist der richtige Augenblick dafür? Wann sind sie am unaufmerksamsten und wann ist ihr Zustand stabil genug, dass ich es wagen kann? Es war unglaublich einfach, mich hier hineinzuschleichen. Sie sind alle unheimlich leichtsinnig und einfach zu überzeugen. Ein wenig religiöses Gefasel, ein wenig Verzweiflung mimen, und schon hat man Zutritt in die Gemeinschaft. Einfach als jemand ausgeben, der man nicht ist. Sich verstecken und den Ritualen folgen. Egal wie stumpfsinnig sie auch sein mögen.

Ich mache mir keine großen Sorgen um diese Sektenspinner. Die einzige Sorge bereitet mir die Frau. Sie macht mir Angst. Ich müsste mich selbst belügen, wenn ich mir einredete, ich würde sie nicht interessant oder auch attraktiv finden. Eine wirklich hübsche junge Frau. Aber sie hat etwas an sich, das sie wohl zur Anführerin des ganzen Ladens hier gemacht hat.

Sayumi, ich habe dich so lange nicht gesehen. Du warst noch ein kleines Mädchen, als wir unter aufreibenden Umständen zusammentrafen, und damals wusste ich schon, dass du etwas Besonderes sein musst. Nicht nur weil alle wie besessen hinter dir hinter dir her waren. Nein, deine Aura war etwas Besonderes. Die Wärme, diese unschuldige, warme Stärke, die du als junges Mädchen ausgestrahlt hast, war es, was mich gegen meine Kameraden trieb. Wir haben meine Kameraden getötet. Wir sind gerannt. Wir sind wie besessen mit einem Kipplaster durch den Tunnel gedonnert und als wir es dann beinahe geschafft hatten ... als ich für dich und mich eine Zukunft gesehen hatte ... – Ja, ich hatte dich gesehen und ich wollte dich nicht mehr gehen lassen. Als ich die Hoffnung wiedererlangt hatte, dass nun ein Weg kam, der nicht mehr weiter von Tod und Leid bedeckt war, da kamen sie ...

Michael hatte die Kapuze der schwarzen Robe zurückgeworfen und sein nachdenkliches Gesicht lehnte mit dem Kinn auf den Handrücken seiner auf dem Tisch abgestützten Arme. Die Tür zu seinem Zimmer hatte er von innen verschlossen und eine kleine, leere Kommode als zusätzliche Barriere direkt davor geschoben. So würde er es mitbekommen, sollte jemand

versuchen, in der Nacht heimlich zu ihm ins Zimmer zu kommen. Vorsicht und Voraussicht waren wichtig. Jede Handlung musste überdacht werden. Keine Tat durfte unbedacht umgesetzt, keine Entscheidung voreilig getroffen werden. Darum wartete er. Er wartete, bis er sicher sein konnte, dass es Sayumi wirklich besser ging. Es musste glatt laufen, wobei er trotzdem mit Problemen rechnete. Er würde sich auf Widerstand einstellen müssen.

Michael zog die Robe hoch und griff nach der Pistole, die er im Gurt stecken hatte. Er zog sie hervor und betrachtete sie lange und in aller Ruhe. Drehte und kippte sie im Licht der Deckenbeleuchtung und betrachtete den Schimmer an den Kanten des Laufs. Mit einem Klick ließ er das Magazin herausgleiten und fing es mit der anderen Hand auf. Er betrachtete auch dieses und schob es ein wenig gelangweilt wieder zurück in die Waffe. Warten war nie seine Stärke gewesen, aber es war nun einmal seine einzige Chance.

*Würden sie vorher bemerken, dass er gar nicht dazugehörte?
Oder wussten sie bereits von seinem Plan? Vermuteten sie es?
Und ließen ihn darum so nah an Sayumi heran?*

Michael fragte sich immer wieder, was sie von Sayumi wollten. Zuerst hatte er gedacht, sie würden sie aus Nettigkeit

aufnehmen, doch immer mehr schlich sich ihm der Verdacht ein, dass dahinter etwas anderes steckte. Er hatte sich geschworen, wenn er sie wiederfand, wenn er das Mädchen, das er all die Jahre gesucht hatte, wiedertraf, dann würde er sie bis aufs Blut beschützen. Nicht noch einmal würde er das Mädchen gehen lassen. Nicht noch einmal würde er zulassen, dass man sie ihm wegnahm.

Es klingt seltsam, dachte er. Er kannte sie kaum. Er hatte sie damals kaum gekannt und nur vergleichsweise wenig Zeit mit ihr verbracht. Doch ihre Ausstrahlung ... Sie brauchte ihn und er brauchte sie.

Er zog das Foto von ihr hervor, das er von seinen Auftraggebern bekommen hatte. Er betrachtete es und dachte an ihr Gesicht, wie sie in ihrem Bett lag. Sie hatte sich nicht verändert. Sicher, sie war ein paar Jahre älter geworden ... Aber sie hatte sich nicht verändert. Noch immer wurde dieselbe Faszination in ihm geweckt. Noch immer war da diese anziehende Kraft. Diese Stärke, diese Hitze, die in ihm hervorgerufen wurde. Die sein Herz zum Glühen und sein Blut zum Kochen brachte.

Er würde sie hier herausholen.

Weg zu den Grenzen

Sie hatten auf die hereinbrechende Dunkelheit gewartet, um ihren Weg nun auf eigene Faust fortzusetzen. Vince und seine Begleiter – allen voran seine Tochter Susan, die müde seine Hand haltend neben ihm torkelte – hatten beschlossen, nicht länger zu warten. Wie unsinnig war es, noch länger in einem Keller zu sitzen und auf Rettung zu warten. Umgeben von Religiösen und machthungrigen Irren, die sich mit Waffengewalt gegen jede Hilfe von außerhalb wehrten.

Der Weg, den sie nahmen, war nicht leicht. Die veränderten Wege, die Trümmer und die aufgerissenen Straßen machten die stille und heimliche Flucht zu einem Hindernislauf. Vince hoffte, dass sie unbemerkt blieben, bis sie die Stadtgrenzen erreichten. Es ging gut voran und auch in der Ferne waren keinerlei Aktivitäten wie Gefechte oder Ähnliches zu vernehmen.

„Wartet mal.“ Vince hob die Hand.

„Was ist denn, Vince?“ Samarah, eine junge Frau, die – obwohl sie ihre Familie verloren hatte – unglaubliche Stärke bewies, machte einen Schritt nach vorn an Vince linke Seite. Susan

schaute zu ihr hinauf und dann zu ihrem Daddy, der mit noch immer erhobener Hand zu Boden blickte. Samarah folgte seinem Blick und senkte ebenfalls ihren Kopf, um zu ergründen, was Vince zum Anhalten bewogen hatte.

Ein klaffender Riss breitete sich vor ihnen aus. Zu breit, um darüberzusteigen, zu dunkel, um die Tiefe einzuschätzen. Samarah biss die Zähne zusammen, als Vince seinen Arm senkte und sie anblickte.

„Hier kommen wir nicht weiter.“ Samarah nickte stumm und drehte sich zu den anderen herum, die erwartungsvoll hinter ihnen standen. Kalt war es geworden und die hohe Luftfeuchtigkeit sorgte dafür, dass sich die Kleidung auf der Haut klamm anfühlte.

„Wir müssen einen anderen Weg finden“, sagte Samarah zu ihren Begleitern. Enttäuschte Gesichter waren die Reaktionen. „Die Straße ist aufgerissen, da kommen wir nicht weiter“, fügte sie hinzu und kniete sich vor den scheinbar endlos tiefen Spalt, in der Hoffnung, ein wenig mehr sehen zu können.

„Eine Taschenlampe hat nicht zufällig jemand dabei?“ Vince hoffte ja immer noch, dass es einen Weg über den künstlichen schwarzen Graben gab. Die Gesichter waren nun nicht nur

enttäuscht, sondern ihre in der Dunkelheit kaum erkennbaren Augen waren auch leer, als sie seine Frage still verneinten.

„Okay, ich würde sagen, dann drehen wir um. Wir gehen die Straße bis zu der Kreuzung zurück, wo wir den ausgebrannten Laster gesehen haben. Und dort versuchen wir einen Bogen zu machen. Ich hoffe, der Riss zieht sich nicht durch die ganze Stadt.“ Es war wichtig, eine starke Hand zu bewahren, auch wenn es ihm schwer fiel. Er wusste, wie erschöpft sein kleines Mädchen war. Er wusste, wie müde sie alle waren. Aber er wollte vor Tagesanbruch zumindest an die Stadtgrenze gelangt sein. Irgendwo mussten sie doch auf Normalität stoßen. Dieses Armageddon konnte sich doch nicht über ganze Landstriche ziehen. Irgendwo musste es doch Hilfe geben. Menschen, die auf sie zukommen würden. Sanitäter und andere Rettungskräfte. Er sah voll Mitgefühl zu seinem kleinen Mädchen herab.

„Kannst du noch?“, fragte er sie. Ein wenig zögerte sie und Tränen wollten dem kleinen Kind in die Augen treten, als ihr wieder bewusst wurde, dass der Alptraum noch lange nicht vorbei war. Aber sie wollte stark sein.

„Ja!“, sagte sie mit einer für so ein kleines Mädchen außerordentlich festen Stimme. „Ja, es geht noch, Papa.“

„Ich bin stolz auf dich.“ Er kniete sich vor sie und nahm sie fest in den Arm. „Wir schaffen das, mein Schatz. Wir kommen hier raus, das verspreche ich dir. Es dauert ganz bestimmt nicht mehr lange.“ Ihm war klar, dass er log, doch welche Chancen hatte er?

Vince schaute auf, ohne Susan loszulassen. Er blickte hinauf zu Samarah, zu Steve, zu Mary, zu Phil, zu Gregory und zu den anderen, die um ihn herum standen und von der sich zu ihren Füßen abspielenden Szene gerührt waren. Ihnen allen war kalt. Jeder von ihnen wollte hier weg, wollte endlich dem Irrenhaus entfliehen. Ihnen war kalt, sie hatten Hunger, Durst und Angst. Doch vor allem rief es den tiefgreifenden Beschützerinstinkt in ihnen wach, als sie das kleine, mutige Mädchen sahen, das seine Mutter verloren hatte. Sie alle hatten verloren, doch nun galt es für sie und für Susan nach vorn zu blicken. Aufgeben stand nicht zur Debatte, und warum auch? Warum waren sie nicht eher auf die Idee gekommen, zu flüchten? Die Angst und die blinde Hoffnung hatten sie gelähmt.

„Kommt!“, sagte Vince.

Das Zentrum

Der Weg zurück war für Vince, Susan, Samarah und die anderen weniger problematisch. Sie konnten sich noch gut an die Gegebenheiten vom abendlichen Marsch erinnern. Das Licht des Mondes half ihnen dabei, die Stolperfallen zu erkennen und relativ problemlos zu umgehen. Aber es dauerte eine halbe Stunde, weitaus länger als erwartet, bis sie ihr Zwischenziel erreicht hatten.

Vor ihnen befand sich eine breite Kreuzung. Inmitten dieser war so etwas wie ein kleiner Krater. Der Asphalt war wie durch Explosionen aufgerissen. Und als Vince sich ein wenig genauer auf dem Boden zu seinen Füßen umsah, konnte er erkennen, wie sich breite Spuren in Richtung der Kreuzung bewegten. Breite, tief in den rissigen Asphalt eingedrückte Spuren wie von schweren Fahrzeugen. Er sah sich um, aber konnte nicht sehen, woher sie gekommen waren. Für ihn sahen sie aus wie von breiten Panzerketten – von vielen Ketten –, die in einer kreisförmigen Formation an das Zentrum der Kreuzung heranführten. Als sie das erste Mal hier vorbeigeschritten waren, war ihm nichts dergleichen am Boden aufgefallen. Aber das lag, so vermutete Vince, nur daran, dass sie ein anderes Ziel vor Augen gehabt hatten.

Er sah sich zu seinen Begleitern um. Etwas berührte sie. Etwas sorgte für eine tiefe Traurigkeit innerhalb der Gruppe. Vince fühlte sie nicht, aber Samarah rann eine kleine Träne über die linke Wange.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte er sie mit sanfter Stimme. Samarah schniefte einmal und nickte ihm dann zu, während sie sich die Träne unter dem Auge mit dem Handrücken wewischte.

„Alles okay“, antwortete sie schluchzend. Es klang für Vince nicht danach. Alle hinter ihm schienen plötzlich von einer aufkeimenden Trauer im tiefsten Innern heimgesucht zu werden. Er dachte an eine Art Gas, das die Augen zum Tränen brachte, doch auch wenn er sie selbst nicht empfand, er wusste, dass es wirkliche Trauer war. Ein weiteres Schluchzen und eine undeutliche, verletzlich klingende Stimme ließen ihn ruckartig nach unten blicken.

„Susan? Geht es dir gut?“, fragte er hastig und besorgt. Ein eiskalter Schauer durchzuckte seine Adern, als er das kleine Mädchen nun ansah. Es war nicht seine Tochter Susan. Nicht die Susan, die seine Frau Cecilia auf die Welt gebracht hatte. Das Kind, das ihn dort fest an seiner Hand umklammerte, war ein wenig älter, hatte lange, schwarze Haare und trug ein rotes,

bis über die Knie reichendes Kleid. Susan hatte nie so ein Kleid getragen. Susan hatte nie lange, schwarze Haare gehabt, und als das Mädchen seinen Kopf weinend erhob und ihn mit den trauernden, braunen Mandelaugen anblickte, überkam auch ihn diese Trauer, die alle um ihn herum befallen hatte.

Das Mädchen sah ihn an und ein dunkler, feiner Streifen aus Blut floss ihm langsam aus der Nase. Er wollte sie loslassen, er wollte sie fragen, was sie mit Susan gemacht hatte. *Wo* sein kleines Mädchen hin war. Doch er konnte sich nicht lösen. *Zu* fest klammerte sich das unbekannte Kind an seine Hand. *Zu* verletzlich sah es aus, als dass er versuchen könnte, sie alleinzulassen.

Er sah sie, er sah, wie traurig und verängstigt das Kind war, und Susan verblasste in seinen Gedanken. Die Lippen des Mädchens bebten und alles um ihn herum, jedes eingebrochene Gebäude, jedes Loch in der Straße, jede tiefe Spur der Zerstörung schien zu verblassen. Die Erinnerungen verschwanden einfach, er war alleine mit ihr. Kurz sah er sich um.

„Samarah? Hallo? Wo seid ihr?“, fragte er mit zittriger Stimme und schmeckte den bitteren Geschmack seines eigenen Blutes auf den Lippen. Das Mädchen versuchte ihm etwas zu sagen,

doch er verstand sie nicht. Er konnte nicht hören, was sie ihm zu sagen hatte.

„Was sagst du?“ Er beugte sich ein wenig zu ihr hinunter, um sie besser hören zu können. „Was hast du gesagt?“, fragte er erneut. Eine weinerliche Stimme erklang in seinem Gehör. Die Stimme eines Mädchens, nicht so jung wie das, was ihn weinend an der Hand hielt, sondern vermutlich im Teenageralter. Eigentlich müsste er erschrocken sein, doch die Surrealität der Situation verwirrte ihn.

„Ich war es nicht ...“, sagte die Stimme schon beinahe flehend. „Ich bin unschuldig.“ Immer wieder beteuerte die nicht zum Kind passende Stimme die eigene Unschuld. Vince erhob den Kopf, sah von oben auf das Mädchen herab und ignorierte das Blut, das ihr nun über das Kinn an ihrem Hals herunterlief.

„Ich war das nicht ... Ich hab das nicht getan ...“ Die Stimme des Mädchens, deren Herkunft ihm allmählich klarer wurde, erklang deutlicher und allgegenwärtig. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es seinen Kopf und er sah das Foto vor sich. Das alte, zerknitterte Foto, das ihm der Mann gezeigt hatte. *Wie hieß er? – Michael*, erinnerte sich Vince. Er hatte das Mädchen gesucht. Das kleine Mädchen in dem roten Kleid, das er nun neben sich hatte. Etwas älter, aber sie war da, dessen

war er sich sicher. Nun hatte dieses Mädchen anscheinend ihn gefunden. Sie weinte, blutete, zitterte, flehte darum, ihm zu glauben, dass sie unschuldig war. *Unschuldig? Weswegen?* Vince blickte wieder hinunter und das eigene Blut lief ihm nun über die muskulöse Brust.

„Was ist passiert?“, fragte er das Mädchen, während er sich bemühte sein eigenes Blut nicht zu verschlucken. „Was bist du nicht gewesen?“ Das Mädchen hörte mit einem Mal auf zu weinen. Sie senkte den Kopf und Vince überkamen plötzlich Schmerzen. Ein Drücken und Hämmern in seinem Hinterkopf, als würde etwas versuchen, das Gehirn zu den Augenhöhlen hinaus zu prügeln. Er biss die Zähne zusammen, griff sich mit einer Hand an den schmerzenden Kopf und kniff die Augen für kurze Zeit zusammen. Als er sie wieder öffnete, sah das Mädchen anders aus. Sie trug nun ein schwarzes Kleid. Zwar hatte sie noch schwarze Haare, *doch diese Augen? Was war mit den Augen geschehen?* Sie saßen so tief in ihren Höhlen, dass er sie nicht mehr sehen konnte. Nicht mehr ihre asiatische Form und nicht mehr ihre strahlend braune Farbe. Die Haare waren zerzaust, unsauber geschnitten oder vielleicht gerissen, und der traurige Mund war nichtssagenden, schmalen Lippen gewichen.

Das Mädchen – zumindest vermutete Vince, dass es eines war –, starrte ihn nun mit tiefliegenden schwarzen Augen an. Sein eigener Blick verlor sich in den Schmerzen in seinem Kopf und in den schwarzen Abgründen im Gesicht des Kindes. Er wollte etwas sagen, doch als er die Lippen öffnete, überkam ihn eine Übelkeit, wie er sie nie zuvor erlebt hatte. Alles drehte sich um ihn herum, es war nichts und doch alles. Es war zu dunkel, um etwas zu sehen, aber auch zu hell, um etwas deuten zu können.

Die immer stärker werdenden Schmerzen in seinem Kopf und die aufgetretene Übelkeit ließen ihn wanken. Seine Füße stolperten auf der Stelle. Er drehte sich nach links und kippte nach rechts. Das verzerrte Bild eines Mädchens ließ ihn nicht los und hielt ihn wie eine Spielfigur auf der Stelle fest, wo er sich wand, um der Schwerkraft Folge zu leisten. Er wollte fallen, er musste liegen, er hielt es nicht mehr aus. Er konnte schmecken, wie sein Innerstes sich auflehnte und wie es einem festen Kloß gleich seine Speiseröhre hinaufkroch. Ein Schwall schwarzer Flüssigkeit, vielleicht ein Gemisch aus Magensäure und geronnenem Blut, schoss aus seinem Mund hervor. Er ruckte nach vorn, warf seinen Körper zurück und seine Hand löste sich von der des Mädchens. Er sah nichts mehr, sah sie nicht mehr. Er fühlte seinen Kopf auf der Straße aufschlagen und vernahm eine sorgenvolle Stimme:

„Papa?“

Wieder da

Die sorgenvolle Stimme seiner Tochter riss ihn zurück in die Realität. Sie hatte ihre kleinen Hände auf seine Brust gedrückt und schüttelte ihn immer und immer wieder.

„Papa ... Papa, was ist mit dir ...?“, wimmerte sie qualvoll. Erst als er die Augen schwermütig öffnete, beugte sich Samarah zu ihr herunter und griff nach ihren dünnen Armen.

„Ist okay, Schatz, er kommt zu sich“, versuchte sie das Mädchen zu beruhigen. „Vince? Vince, alles in Ordnung?“ Vince verzerrte qualvoll das Gesicht und tastete mit der Hand nach seiner Stirn, die wie der Rest seines Kopfes vor Schmerzen pochte.

„Was ... was ist ...?“, stöhnte er.

„Auf einmal hast du angefangen, wirres Zeug zu reden ...“, versuchte Samarah ihm zu erklären. „Dann ...“ Sie unterbrach sich selbst. Vince griff noch immer auf dem Boden liegend nach seiner Tochter, die sorgenvoll neben ihm kniete.

„Was ist passiert?“ Im schwachen, gläsernen Schein des Mondes erkannte er die von Sorge erfüllten Gesichter aller Begleiter. Samarah ergriff wieder das Wort, während Vince seine Tochter zu sich herunterzog und sie sich erschöpft und schluchzend auf seine Brust legte.

„Du hast auf einmal angefangen ... zu weinen. Du hast irgendwas von Schuld oder Unschuld geredet ... Wir konnten dich nicht verstehen, es war einfach zu durcheinander.“ Vince blickte auf und erinnerte sich an das traumartige Erlebnis. Das Mädchen, das er nicht kannte und das ihm doch irgendwie bekannt war. Das Mädchen, das immer wieder seine Unschuld beteuert hatte. *Wer war sie?*

„Ich ... ich glaube, ich bin einfach nur überanstrengt ...“, versuchte er Samarah zu beruhigen.

„Vielleicht ... hast d... du recht“, stotterte sie ein wenig unsicher. „Wir sind alle am Ende ... Wir sollten uns ausruhen, uns hier irgendwo einen Platz suchen, wo wir uns verstecken können.“

Vince riss die Augen weit auf. Er packte seine Tochter Susan an den kleinen, schmalen Schultern und drückte sie vorsichtig, aber für sie überraschend plötzlich von sich weg. Dann

versuchte er sich aufzusetzen, während er eine überdreht wirkende, abwehrende Haltung einnahm.

„Nein, nein, das geht nicht ... wir können nicht hierbleiben. Nicht hier auf dieser Kreuzung ... nicht an diesem Ort ... Wir müssen sofort weiter.“ Während dieser Worte hatte er sich auf seine wackeligen Beine gestellt und nach der Hand seiner Tochter gegriffen. „Wir müssen weiter, wir können hier nicht bleiben. Auf keinen Fall ...“ Sein Tonfall war für alle Anwesenden überraschend und beängstigend.

„Papa ... du tust mir weh ...“, wimmerte das kleine Mädchen, das er zu stark an ihrem Arm gezogen hatte. Er hielt einen Augenblick inne, schaute zu ihr herab und zögerte. Er blickte sie schweigend an, dachte an das, was passiert war. Er dachte an das Mädchen mit den schwarzen Haaren, das nicht seine Tochter war, und die Angst überkam ihn bei dem Gedanken, sie würde wirklich den Platz von Susan einnehmen können. Langsam kniete er sich zu seiner Tochter herab. Ihr schulterlanges Haar hatte eine Dusche nötig. Er strich ihr vorsichtig über den kleinen Kopf durch das blonde Haar.

„Es tut mir leid, mein Schatz ... ich wollte dir nicht wehtun ...“ Susans Blick wirkte ein wenig verängstigt und mit schmollendem Mund rieb sie sich den rechten Arm und den

Ellenbogen. Ihre Lippen wollten etwas sagen, brachten jedoch kein Wort heraus. „Wir müssen hier weg, Susan, verstehst du das?“ Susan nickte hastig und überdreht. „Es ist einfach zu gefährlich hier ... Dieser Ort ... Ich weiß nicht warum, aber seht euch um ...“ Er blickte auf und Samarah und die anderen folgten seiner Bitte. „Es ... es ist anders hier. Die Straße ist rissig wie überall, die Häuser sind kaputt ... aber schaut euch um.“ Er tastete mit dem Finger über den Asphalt. „Es ist so sauber ... kein Staubkorn an meinem Finger.“

Vince hob die Hand und richtete sie gegen das Mondlicht. Samarah schaute sich um. *Er hatte recht.* Zwar waren sie umgeben von Ruinen, aber es lagen keine Trümmer an dieser Kreuzung. Es war, als hätte man nach einem Bombenangriff die Straßen aufgeräumt. Das einzige, was hier noch stand, war das leere Skelett eines alten Lastwagens am Straßenrand. Nur noch der schimmernde Rahmen war zu sehen. Der Lack war weggebrannt. Nicht einmal gebrannt, es war, als hätte man ihn mit einem Sandstrahler vollständig und restlos entfernt. Die Häuser hier um sie herum waren genauso. Alles wirkte so künstlich gereinigt und nur die Überreste der einstigen Mauern umgaben sie.

„Irgendeine Kraft war hier zugange ... Sie ist noch immer da ...“ Vince stand auf. „Und ich will nicht da sein, wenn es wieder passiert.“

Noch nicht vorbei

„Schnell! Beeilt euch, ich brauche was von dem entkrampfenden Mittel“, brüllte Bret. Mit all seiner Muskelkraft versuchte er verzweifelt, den Körper des Mädchens auf den Boden neben dem Bett gedrückt zu halten. Es war in der Nacht passiert. Er hatte sich gerade zur Ruhe legen wollen, da hörte er ein lautes Klirren aus dem Obergeschoss. Erschrocken riss es ihn wieder hoch. Er zog sich seine Hose an, warf seine Jacke über und hastete hinauf.

Als er die Tür nach innen aufgestoßen hatte, erkannte er, woher das lärmende Geräusch gekommen war. Er sah die Scherben eines Glases am Boden und das Wasser, das sich darin befunden hatte, verteilte sich gerade über den metallenen Boden. Neben den funkelnden Splittern aus Glas in der Pfütze lag das Mädchen, das eigentlich im Bett hätte schlafen sollen. Ihr Gesicht war zu einer dämonisch anmutenden Maske

verzerrt und ihre zierlichen Züge waren nicht mehr zu erkennen.

„Verdammt, sie hat einen Krampfanfall.“ Das Mädchen starrte ihn an, keuchte aus tiefster Lunge und wand sich am Boden unkontrolliert in alle Richtungen. Bret stürmte hervor und ignorierte – dank dem Adrenalin, das durch seine Adern schoss – die Scherben, die sich in seine Füße schnitten. Er brüllte in die Halle hinaus:

„Hey, ich brauch hier Hilfe ...“ Es war, wie es schien, noch nicht vorbei gewesen. Der kleine Körper hatte sich noch nicht erholt von dem ungesunden Bad in der Kanalisation. Die Haut des Mädchens färbte sich mit einem Blaustich. Und Bret bekam es mit der Angst zu tun. Er war kein Arzt und sein Erste-Hilfe-Kurs lag auch schon eine Weile zurück, aber er war sich sicher, dass sie keine Luft mehr bekam. „Schnell, ich brauche Hilfe ...!“ , wiederholte er.

Er drehte das Mädchen auf die Seite. Dann drehte er ihren Kopf und drückte ihr Gesicht in Richtung Boden. Ein Schwall von Flüssigkeit, vermutlich Wasser, ergoss sich vor sie. *Sie muss sich verschluckt haben*, dachte er und schlug ihr instinktiv mehrmals auf den Rücken, bis er zu hören glaubte, dass ihr Atemweg nun frei war. Das Krampfen ließ dennoch nicht nach.

„Was ist los?“ Ein Mann stürmte herein.

„Sie hat einen Krampf! Schnell, verdammt, ich brauche was von dem krampf lösenden Zeugs!“ Ein wenig verduzt und noch verschlafen blickte der Mann ihn dort am Boden in den Scherben kniend an. Rotes Blut hatte sich mit dem Wasser am Boden vermischt. Die Scherben glänzten beißend scharf in Brets Fußsohlen und allein der Anblick bereitete dem Mann Schmerzen.

„Wo ist denn ...?“, stotterte er.

„Scheiße, verdammt, such Stephen oder William! Die wissen Bescheid ...“, brüllte Bret, ohne sich umzudrehen. „Aber verdammt noch mal, beeil dich!“ Für einen kurzen Moment dachte Bret daran, etwas wie einen Beißkeil zu suchen, etwas, das er ihr zwischen die Zähne schieben konnte. Doch dann erinnerte er sich daran, dass es wohl nicht so gut war, so einen zu verwenden. Er wusste nicht wo, aber er hatte mal gelesen, dass es eine überholte Methode aus alten Zeiten war.

„Verdammt, beruhige dich ...“, flehte er.

Der Mann, den Bret losgeschickt hatte, eilte die Stufen wieder hinunter, um Stephen oder William zu wecken. Doch das war nicht nötig. Er konnte sehen, wie sie sich beide gegenüberstanden und wild zu diskutieren schienen.

Bekommen die denn gar nicht mit, was hier los ist?, fragte er sich und eilte weiter auf sie zu.

„Ich habe doch gesagt, es ist nicht gut, wenn wir jeden hier mit anschleppen“, sagte Stephen gerade mit harter Stimme und hob dabei genervt die Arme auf Schulterhöhe.

„Ich weiß. Aber was hätten wir denn machen sollen? Erschießen?“, fragte Williams mit einem Ton, den man so von ihm noch gar nicht kannte.

„Bret braucht Hilfe ...!“, rief der Mann den beiden zu. „Das Mädchen hat einen Anfall.“ Stephen sah sich langsam zu ihm um und blickte ihn mit eiskalten Augen an, ohne etwas zu erwidern. William tat es ihm gleich, doch war sein Blick eher sorgenvoll als voller Kälte und Unverständnis. „Er sagt, er braucht etwas Krampflösendes ... Wo finde ich das?“ Plötzlich hörten sie von oben ein krachendes Geräusch und ein darauf folgendes Fluchen von Bret:

„Verflucht!“

William erkannte die Nervosität des Mannes und sie steigerte sich auch in ihm selbst. Doch er konnte nicht gehen. Stephen war wahnsinnig geworden. Er war wie besessen davon, das Mädchen sterben zu lassen, dessen war er sich sicher. *Aber warum? Warum zur Hölle würde jemand so etwas wollen?*

„Schnell, es ist wirklich schlimm ...“, drängelte der Mann und deutete mit einem Arm auf den Raum hinter dem Treppengeländer.

„Davon gehe ich aus!“, sagte Stephen mit einer unfassbaren Härte, die Porzellan dazu bringen würde, rissig zu werden und zu zerspringen. William sah Stephen entsetzt an. Sah wieder hilflos auf den Mann, der von Bret geschickt worden war. Seine Lippen zitterten. Wie gerne würde er nun sagen ‚Los, beeilen wir uns ...‘ *Doch welches Leben war ihm wichtiger? Das seinige oder ... schieß drauf!*“

„Los, beeilen wir uns!“, sagte William nun aus voller Überzeugung. „Ich hole eine Spritze und du gehst vor und schaust, ob du Bret zur Hand gehen kannst ... schnell!“ Beide eilten von Stephen weg, der ihnen regungslos nachsah. Er sah ihnen nach mit einem Ausdruck im Gesicht, der ihnen allen den

Tod wünschte. Dann sah er herab und blickte auf den schwarzen Hund, der an seiner Seite stand. Der Hund blickte ihn an, als würde er ihm vorwurfsvoll sagen wollen: *Warum bist du so, wie du bist?*

„Schau mich nicht so an!“, sagte Stephen und drehte sich weg, um sich in seine kleine Kammer zurückzuziehen. Der Hund folgte ihm.

William sprang zu der an der Wand stehenden Metallkiste mit den Medikamenten darin. Er riss den schweren Deckel auf und blickte in den chaotisch angeordneten Inhalt. Verpackungen mit Medikamenten, transparente Röhrchen mit Spritzen darin. *Spritzen, das ist das, was wir suchen. Nun gilt es nur noch die richtige zu finden.*

William begann zu kramen und hoffte, dass sie es rechtzeitig schaffen würden.

Qualen

Es hört einfach nicht auf. Das Brennen und das unkontrollierte Zucken und Beben meines Körpers. Wo bin ich mit einem Mal?

Was ist denn nun wieder passiert? Ich lag im Bett, ich wurde wach und hatte Durst. Ja, ich hatte Durst und nahm das Glas in die Hand. Ich fühlte mich erstaunlich gut. Außer dass ich so einen unmenschlichen Durst hatte. Meine Lippen klebten aneinander und ich setzte das Glas an. Ich wollte trinken, doch der Weg, den die Flüssigkeit in meinem Innern nahm, war nicht der richtige. Ich begann zu husten. Ich hatte mich verschluckt und ich bekam keine Luft mehr. Dann ging es los. Ich verlor den Sinn für das, was um mich herum passierte. Ich glaube, ich habe das Glas fallen lassen und kurz darauf konnte ich fühlen und vielleicht auch schemenhaft erkennen, wie alles an mir ruckartig vorbeizog, um in einem schmerzenden Schlag zu enden.

Ich bin nicht mehr Herrin meines Körpers. Der Körper hat die Gewalt über mich übernommen. Ich fühle mich wie von irgendetwas besessen, ich spüre die dumpfen Schläge meiner Gliedmaßen und meines Kopfes gegen den Boden. Hände, Hände greifen nach mir. Bitte helft mir! Helft mir herauszukommen aus diesem Wahnsinn. Ich will aus meinem Körper heraus. Diese Schmerzen kann ich nicht mehr ertragen. Doch warum hören sie nicht auf? Hände werfen mich zur Seite. Die Schwärze verschwindet. Mein Innerstes bricht heraus. Brennen in meinem Hals. Flammen in meinen Adern.

Ich sehe ihn an, doch sehe ihn nicht. Hat er Angst vor mir? Oder hat er Angst um mich? Wer ist er? Ich kenne ihn, ich weiß wer du bist ... Panische Stimmen reden auf mich ein. Wollen mich dazu zwingen, aufzuhören. Doch ich kann nicht. Ich kann nicht aufhören. Ich will, aber ich schaffe es nicht. Ich will ihn bitten mir zu helfen. Mir wieder einmal zu helfen. Warum hilfst du mir nicht? Warum bin ich allein? Alleine gefangen in der Gewalt, die ich gegen mich selbst ausübe.

Ich vernehme ein klimperndes Geräusch, dann rauscht etwas in meinem Kopf. Es rauscht, wird leiser, so als würde es sich von mir entfernen. Wieder ein fluchendes Aufschreien. Befehlende Worte nach etwas, das ich nicht verstehe. Dann ein Stechen, ein Stechen in meinem Arm. Ich fühle es so intensiv, so als würde etwas mich durchbohren wollen. Es dringt in meine Haut und darunter hinein. Hitze. Etwas, das sich heiß anfühlt, durchflutet meine innersten Bahnen. Es verteilt sich mit der Geschwindigkeit meines Herzschlages in meinem Körper. Was hast du getan? Was habt ihr nun mit mir gemacht? Ich will fluchen, doch das erlösende Gefühl, das Empfinden erregender Schmerzbefreiung erfreut mich. Ich erlange die Kontrolle über meinen Körper zurück. Er beruhigt sich, ich kann ihn beruhigen. Ich kann meinen Armen sagen: Bleibt ruhig. Sage meinen Beinen: Legt euch hernieder. Meine

Muskeln, eben noch hart wie Beton, erschlaffen und mein Körper fühlt sich erschöpft, schwach und ausgelaugt an.

Ich öffne ein weiteres Mal meine Augen. Ich sehe auf und sehe ... Ich weiß nicht, was oder wen ich sehe, denn ich bin zu schwach, um scharfe Konturen zu erkennen.

„Du hast es geschafft.“

Jemand streichelt mir über den Kopf. Ist er es, der mich gerettet hat? Gerettet vor mir selbst? Ein weiteres Mal?

„Bleib ruhig ...“

Die Stimme klingt erleichtert. Mehrere Schatten legen sich über mich. Diese Schatten greifen nach mir, aber ich habe keine Angst. Ich bin dankbar für diese Berührungen, die mich in die Luft heben. Ein Gefühl, als würde ich schweben und sanft und behutsam zurück auf das Bett gelegt werden. Ja, endlich liege ich wieder auf dem weichen Untergrund der Matratze. Die dünne Bettdecke legt sich über meinen Körper wie ein Leichentuch. Doch bin ich nicht tot. Ich bin so froh darüber, dass ich weinen könnte. Aber ich tue es nicht. Ich bin zu schwach.

Sanft und behutsam streichelt mir eine Hand über die Stirn. Ich möchte ihm danken, wer auch immer er ist. Ich bin ihm so dankbar.

Bret kniete neben dem Bett von Lu May nieder und legte seine Hand auf ihre Stirn. Er blickte nach links auf den Boden und sah die kleine Ampulle, die ihm aus der Hand gefallen war, an der Wand liegen. Er schwitzte und sein Rücken fühlte sich nass und kalt an. Er war wieder alleine mit dem Mädchen vor ihm auf dem Bett. Sie hatte sich beruhigt. Das Mittel hatte beinahe ohne Verzögerung geholfen und ihr kleiner Körper erholte sich. Er war glücklich darüber, aber auch ein wenig besorgt, denn seinen Bruder William schien irgendetwas zu bedrücken. Er würde ihn danach fragen müssen. Zuerst blieb er aber noch ein wenig, bevor er die Scherben aus seinen Füßen entfernte.

Die Grenze

Es verging Zeit. Vince hatte sich von seinem mysteriösen Anfall erholt und sie alle hofften schnell aus der Stadt zu entkommen. Was auch immer geschehen war und was auch immer noch geschehen würde – dass es ein Militärschlag

gewesen war oder eine Naturkatastrophe sie heimgesucht hatte, glaubte niemand mehr so recht. *Irgendwas Abgefahrenes passiert hier*, sagte Vince immer wieder zu sich selbst. Alles war so seltsam miteinander verkettet. Dieses Mädchen aus seiner Vision. Das Mädchen, das dieser Mann suchte – *wie hieß er nochmal? Michael, genau, Michael hieß er*. Das Mädchen, das er gesehen hatte, wie sie mit dem Priester um die nächste Ecke verschwand.

Eine Stadt, die von jetzt auf gleich dem Erdboden gleichgemacht wurde. Die Armee, die in die Stadt einfuhr, um die Bewohner angeblich wegen eines Zwischenfalls im Fairport AKW in den Häusern zu halten ...

Das AKW war die nächste Sorge, die er und seine Begleiter hatten. Er wusste nicht, was dort vor sich ging, aber er glaubte nicht, dass Menschen kommen würden, um die eventuellen Schäden zu beheben.

Liefen die Kühlungen noch? Was passierte im Innern des Reaktors? War es bereits passiert? Waren sie alle schon, ohne dass sie es gemerkt hatten, verstrahlt? Sie konnten es nicht wissen und ihre einzige Chance, es herauszufinden und zu überleben, bestand darin, diesen Vorhof zur Hölle endlich zu verlassen.

Vince war froh, dass er Samarah an seiner Seite hatte. Eine starke Frau, die ihn unterstützte. Aber bisher waren sie alle so unwissend wie das Kind.

Die Straße wurde breiter und weniger Trümmer versperrten ihnen den Weg. Sie befanden sich am Stadtrand. Auf einer Straße, die aus Fairport herausführen sollte – vorbei an den alten Bergbauanlagen, die Unmengen von Kohle ans Tageslicht befördert hatten. Jahrzehntlang waren sie nun bereits erschöpft und daher stillgelegt worden. Wahrscheinlich befand sich nichts weiter darin und sie waren allesamt einsturzgefährdet, wenn nicht bereits in sich zusammengebrochen.

Doch bis zum alten Bergbaugelände sollten sie nicht mehr kommen, denn zuvor sahen sie Lichter am noch wahrnehmbaren Ende der Straße.

„Seht dort“, erklang eine Stimme hinter Vince und Samarah und einer der Männer deutete mit dem Finger in die Ferne. „Sie kommen uns zu holen ... Endlich werden wir gerettet.“ Blinkende Lichter und sich sanft bewegende Scheinwerfer ließen in Vince etwas aufkommen, was nichts mit der eigentlich zu erwartenden Vorfreude zu tun hatte.

Vince blieb stehen und hielt Susan fest an der Hand, während er zu Samarah blickte.

„Was hast du?“, fragte sie ihn nachdenklich. Vince sah sie an.

„Papa ... sind wir bald wieder zu Hause?“ Erschrocken richtete Vince seinen Blick wieder hinunter zu seinem kleinen Mädchen. *Was sollte er ihr sagen?* Natürlich könnte er in Bezug auf die Lichter dort hinten in der Ferne sagen, dass sie es vielleicht bald in Sicherheit geschafft hatten. Wenn auch nicht zurück nach Hause. *Aber dieses Gefühl.* Dieses unglaublich miese Gefühl, das durch seine Brust kroch. *Etwas konnte da nicht stimmen.* Am liebsten wäre er wieder umgekehrt.

„Los, worauf warten wir?“

„Ja genau ... Ich halt das einfach nicht mehr aus.“

„Los, wir gehen jetzt“, mischten sich die Stimmen hinter ihm und einzig Samarah sah ihn weiterhin still und sorgenvoll an.

„Was hast du denn?“, fragte sie ihn noch einmal. Vince leckte sich über die Lippen und schluckte schwer.

„Nichts, gar nichts ... Lasst uns gehen, aber ... seid vorsichtig.“

Und so taten sie es. Ihre Schritte eilten hastig immer näher auf das vor ihnen größer werdende Licht zu. Vince glaubte Fahrzeuge ausmachen zu können. Große Fahrzeuge, Lastwagen. Zumindest ließen ihre Umrisse in den grellen Strahlen der Scheinwerfer sie so erscheinen. Lkws am Rande der Stadt. Menschen mit technischer Ausrüstung und den nötigen Mitteln zur Rettung der Überlebenden.

Und sie versammelten sich an der Grenze? Warum waren sie nicht schon eher gekommen? Warum warteten sie dort? Warteten sie dort auf den Anbruch des Tages? War es wirklich eine verzögerte Rettungsaktion? Waren sie vorsichtig wegen eventueller Strahlung, die aus dem Kraftwerk ausgetreten sein könnte?

Vielleicht, dachte Vince, spielt meine Paranoia mir einfach nur einen Streich. Sie sollten froh darüber sein, endlich auf Hilfe zu treffen, und diese annehmen. Egal wie verspätet sie kam.

Während Susan versuchte mit ihrem Vater Schritt zu halten, schaute sie immer wieder hinauf und wieder nach vorn. *Was dachte so ein kleines Mädchen in so einer Situation?* Das war eine Kindheit, wie man sie niemandem wünschen würde. *Doch*

sie ist tapfer, dachte Samarah, als sie zu ihr hinüberblickte. Sie begab sich auf die andere Seite und griff nach Susans freier Hand. Das Mädchen nahm die reichende Hand dankend an und Vince lächelte, als er zu Samarah schaute. Sie erwiderte sein Lächeln, sah noch einmal herab und dann wieder in Richtung ihres erleuchteten Ziels.

Ihre Schritte beschleunigten sich und für Susan war dies beinahe ein Rennen. Mit einem stummen, aber zugleich erschreckenden Rauschen richtete sich ein gewaltiger Strahl direkt auf sie. Im ersten Augenblick erschrocken blieben sie abrupt stehen und hielten sich die Hände schützend vor die Gesichter. Bevor jemand etwas sagen konnte, erklang eine feste, befehlende Stimme aus dem Schatten hinter dem auf sie gerichteten Scheinwerfer:

„Bleiben Sie genau da stehen und nehmen Sie Ihre Hände hoch.“ Die Stimme klang ein wenig verzerrt und wie durch einen Lautsprecher verstärkt. Dem Befehl folgend erhoben sie ihre Hände. Vince und Samarah ließen Susans Hände los und das kleine Mädchen tat es den Erwachsenen gleich, während sie sich aufgeregt und nervös umsah.

„Papa, was passiert jetzt?“, fragte sie mit ihrer kindlichen Stimme. Ohne die Hände herunterzunehmen, blickte er zu ihr herunter.

„Die wollen nur sichergehen, Kleines. Mach dir keine Sorgen ... gleich sind wir in Sicherheit.“ Vince wusste nicht, ob das stimmte, aber er versuchte seiner eigenen Aussage Glauben zu schenken.

„Wir haben ein kleines Mädchen bei uns ...“, rief Samarah plötzlich, „... und wir haben seit Tagen nichts mehr gegessen ...“ Eine endlos scheinende Zeit lang herrschte Stille. Nachdenkliche Stille, während das heiße Licht der Scheinwerfer sanft auf ihrer Haut kitzelte. Einer der Überlebenden senkte langsam seine Hände.

„Wir sind unbewaffnet ... Wir wollen nur Hilfe ...“

„Nehmen Sie die Hände wieder hoch ... Nehmen Sie alle die Hände hoch und lassen Sie sie dort ... Drehen Sie sich um und entfernen Sie sich vorsichtig.“ Susan verstand nicht, sie konnte es nicht verstehen und schaute hilflos zu den Erwachsenen auf, die ebenso ratlose Gesichtsausdrücke für alles übrig hatten.

Vince rührte sich nicht. Er sagte nichts. Er betrachtete den hohen Zaun, der sich vor ihnen quer in beide Richtungen erstreckte. Er war beinahe vier Meter hoch und an seinem oberen Ende war großzügig Natodraht angebracht worden. Dahinter standen Lastwagen vom Militär, auf deren Ladeflächen große Scheinwerfer montiert waren. Soldaten, überall richteten Soldaten in Uniformen ihre Gewehre auf sie. Er konnte ihre Gesichter nicht sehen, aber die Läufe der Gewehre blitzten im Licht.

„Ich wiederhole: Gehen Sie zurück in das Stadtzentrum.“

„Aber das können Sie nicht machen, meine Tochter ...“ Vince wurde unterbrochen.

„Ich wiederhole mich ein allerletztes Mal: Begeben Sie sich augenblicklich zurück ins Stadtzentrum und machen Sie keine Dummheiten.“

„Und was ist, wenn wir bleiben?“, rief Samarah wütend.

„Dann werden wir augenblicklich das Feuer eröffnen.“